januar 1/77 – DM 3,50 C4143 EX

konkret

Biermann exklusiv in konkret:

Geht das sein' sozialistischen Gang?

Ernest Borneman:

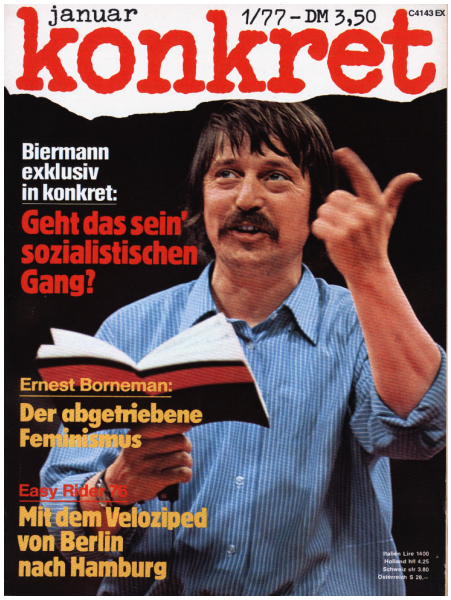
Der abgetriebene Feminismus

Easy Rider 76

Mit dem Veloziped von Berlin nach Hamburg

Italien Lire 1400
Holland hfl 4.25
Schweiz sfr 3.80
Österreich S 28,–

in konkret Januar 1977



Briefe

konkret intern

Biermann und die Kommunisten

KONKRET-Redaktion, Anfang Dezember: immer noch wird, was wir schon ahnen, über Biermann diskutiert. Michael Scharang, der Wiener Schriftsteller, zitiert einen Satz aus der »Deutschen Volkszeitung«: »Eine gegen die demokratische Bewegung gerichtete Spalterfunktion, das ist ein Hauptkennzeichen der Aktion Biermann.« Gremliza antwortet: »Aber bitte, solchen harten Angriff auf den Genossen Honecker möchte ich im Blatt nicht lesen!«

»Die rechte Bande nimmt mich nicht mehr an die Brust« von Wolf Biermann

»Dies Mittel ist nicht einsehbar« von Horst Holzer

Horst Holzer, Medienwissenschaftler und einer der ersten und prominentesten Fälle bundesdeutschen Berufsverbots, besteht auf seiner Kritik an Biermann - Ausbürgerung

Verbietet Biermann von Günther Nenning

Wann bügert die Bundesrepublik Biermann wieder aus? Der österreichische Sozialist und Gewerkschaftsführer Nenning hört schon das »Dann geh doch rüber!«

Wer verhindert Rosas rote Demokratie? von Karl Pawek

»Biermanns Rausschmiß hat in der DDR keine Probleme gelöst, der BRD-Linken hingegen neue beschert«

Der Jenaer Memfis-fan-club-blues von Wolf Biermann

»Eigentlich hatte ich die feste Absicht«, sagt Wolf Biermann, »den Memfis-fan-club – blues in der Bundesrepublik nicht zu singen.« Denn er provoziert Mißverständnisse. Nachdem das Lied aber, gegen Biermanns ausdrücklichen Wunsch, nach einer privaten Tonband-Aufnahme ungenau und mit Verfälschungen abgeschrieben, im »stern« erschien, entschloß sich Biermann doch, es in seiner Hamburger Veranstaltung vorzutragen. Jedoch nicht ohne ausführliche Einordnung. In seinem »Waschzettel« für dieses Konzert steht neben »Memfis-fan-club-blues« rot und dick unterstrichen: »Stasi gut!« Biermann erklärte seinem Publikum: Ein sozialistischer Staat braucht eine »Stasi«, braucht sie gegen die Reaktion im Innern und gegen die Aggression von außen- er darf sie aber nicht mißbrauchen gegen die eigenen kritischen Genossen.

»Wen wir statt Gräber Erdöl fänden« von Argan, Peter Kammerer

Das «heilige Rom« hat einen roten Bürgermeister, den von der kommunistischen Partei nominierten Kunsthistoriker Argan. Fier KONKRET befragte Peter Kammerer den Professor nach der (Un)Regierbarkeit der Städte.

Der Fall Honka von Peggy Parnass

Ein »Frauenmörder«, ein »Untier« steht vor Gericht. Wie kam er dort hin?

Magazin

Methoden Verbot von Lothar Neuse

Mit geliehenem Firmen-Ausweis tat sich Günter Wallraff 1973 ein viertel Jahr lang im Kölner Gerling-Konzern als Bote um, entdeckte Bemerkenswertes und schrieb ein Buch drüber*). Lothar Neuse beschreibt die Folgen.

Die Unzufriedenheit in den Streitkräften wächst von Clodomiro Almeyda
Wo vor 30 Jahren Göring, Himmler und andere Nazi-Verbrecher verurteilt wurden, fand Ende November ein internationales Tribunal gegen Pinochet, die CIA und ihre Helfershelfer statt: »Nürnberger Verhandlungen gegen die Verbrecher der Militärjunta in Chile«. Diese Verbrechen wurden von prominenten Zeugen belegt: von Hortensia Bussi Allende, der Witwe des ermordeten chilenischen Präsidenten, vom ehemaligen Justizminister Sergio Insunzas, vom ehemaligen Luftwaffengeneral Sergio Pobletes und von Armando Uribes, dem Botschafter der Unidad-Popular-Regierung in Peking, der nach dem Putsch von den Maoisten des Landes verwiesen wurde. Ebenfalls nach Nürnberg gekommen war Clodomiro Almeyda, der sozialistische Außenminister Allendes, der heute als Exekutiv-Sekretär der Unidad Popular den internationalen Widerstand gegen die Junta koordiniert. KONKRET-Mitarbeiter Joachim Minnemann fragte ihn nach seinem Eindruck von der Chile-Solidaritätsbewegung in der Bundesrepublik:

Radikalauer von Winfried Thomsen

Fünf Jahre Berufsverbot von Wolfgang Abendroth
Zum 28. I., dem Jahrestag eines Verfassungsbruchs

Fassbinder, der Oberhäuptling von Burkhard Mauer
Die zerknautschte Lederjacke ist sein Markenzeichen geworden: Rainer Werner Fassbinder, Dramatiker, Schauspieler, Theaterregisseur, Filmer, Produzent und Selbstdarsteller, -allein als Autor der produktivste in Deutschland seit Kotzebue.Daß er seine Mitarbeiter austrickst, ausbeutet, terrorisiert, scheint zurr Erfolg dazuzugehören.Burkhard Mauer, Chefdramaturg an der Berliner Volksbühne, hat den omnipotenten Fassbinder porträtiert.

Einer mach Ernst mit dem Realismus von Yaak Karsunke
Der Hamburger Schriftsteller Christian Geissler beschreibt in seinem neuen Roman »Wird Zeit, daß wir leben« die Jahre zwischen 1923 und 1933 konsequent aus der Sicht derer ‚von unten'.

Zwölf Strophen über die Arbeitslosigkeit von Alfred Andersch

Ich habe gelesen von Günter Herburger
In dieser KONKRET-Buchkolumne stellen Autoren ihre jüngste Lektüre vor. In diesem Heft der in München lebende Schriftsteller Günter Herburger

Buchtips von Günter Wallraff

Feministischer Abort von Ernest Borneman
Wie gefährlich es ist, wenn Feministinnen sich aus der sozialistischen Bewegung herausemanizipierenÜber Marielouise Janssen-Jurreits »Sexismus«

KONKRET'S LITERARY SUPPLEMENT von Michael Schilling

Die unbeachtete Diktatur von Jürgen Roth
Wenn hinten, weit in der Türkei, Staatsmacht und Völker aufeinanderschlagen, interessiert das hierzulande nicht einmal die Linken.

Schonzeit für Nazis von Uwe Jean Herzog
Als er anfing, eine paramilitärische Truppe aufzubauen, gab es zehnseitige Berichte über ihn: Karl-Heinz Hoffmann, Neonazi aus Nürnberg. Inzwischen ist er für Presse und Justiz ein »harmloser Spinner«. Tatsächlich aber bereitet er sich auf bewaffnete Kämpfe mit streikenden Arbeitern und Kommunisten vor. Die Polizei guckt zu.

»Ich freue mich, daß ich noch lebe« von Peter Fischer
Notizen aus einem Gefängnis-KrankenhausWer krank wird in einem niedersächsischen Knast, der kommt nach Lingen. Zwischen Kakerlaken, Dreck und

verrotteten Putz. Dort wird auch operiert - im Krankenbett. Peter Fischer (der Name wurde von der Redaktion geändert) lag sechs Monate in Lingen.

»Watten, watten - mittem Rad?« von Horst Tomayer

Ja, darf man denn das? Man darf. Nämlich mit dem Fahrrad nach Hamburg fahr'n. Nein, nicht von Köln aus - von Westberlin. Über die Transitstrecke. Nicht nur die Grenzer haben ihre Amtsaugen aufgerissen, als KONKRET-Autor Horst Tomayer die Strecke als erster im Sattel abfuhr.

konkret ex-press von Hermann L. Gremliza

Konkret 01/77, S. 4

Briefe

Weltuntergangs-Wahl 76?

»Wählt Ihr nochmal SPD« fragte KONKRET seine Autoren in Heft 8/76. Ein Beamter auf Widerruf findet das alles zu pessimistisch**.**

Ich meine, daß in den letzten Nummern eine durchgängig pessimistische und resignierte Haltung durchgeschlagen ist. Gerade die Beiträge zur Frage: «Wen wählen wir?« haben mich persönlich geärgert. Nicht, weil DKP oder SPD zur Wahl gestellt wurden, sondern weil eine Art Weltuntergangsstimmung aus den Zeilen hervorlugte, die mich in meinem »historischen Optimismus« einfach ärgern müssen. Dabei hätte ich allen Grund, nicht optimistisch zu sein. Ich habe ein Verfahren nach Niedersächsischer Disziplinarordnung (NDO) am Hals, wegen angeblicher politischer Betätigung gegen die freiheitlich-demokratische Grundordnung, bin im November letzten Jahres aus der Gewerkschaft ÖTV ausgeschlossen worden (wegen einer wirklich wahnsinnigen Politik) und habe seitens der »Ultrarevolutionäre« nach meinem Bruch mit dieser Gruppe einen starken psychischen und politischen Druck zu spüren bekommen. Trotzdem meine ich, daß wir Grund zum Optimismus haben können und müssen.

Wilfried Gaum,

Hannover

Das Rudel-Rudel Bundeswehr

Hermann L-. Gremliza forderte im Dezember-KONKRET: »Unterwandert die Bundeswehr!«

Nach offizieller Version aller bisherigen Bundesregierungen - ob von CDU, SPD oder FDP mit getragen - galt der zweite Weltkrieg als verbrecherischer Angriffskrieg der Nazis. Eine bewußt aktive und »erfolgreiche« Teilnahme an ihm kann dann wohl schwerlich als »Verdienst« angesehen werden, sondern bestenfalls als erklärlicher Irrtum. Sollten jedoch die führenden bundesdeutschen Politiker diese Einstellung zum Weltkrieg geändert haben, wäre eine entsprechende Erklärung erforderlich mit allen Konsequenzen, die dies für die Beziehungen zu den NATO-Alliierten zeitigen müßte. Jede andere Haltung ist schizophren, absurd und unwürdig und muß eben zu Situationen wie der jener zwei entlassenen Generäle führen. Wir Juden sagen: »Man kann nicht mit einem Toches (Hintern) auf zwei Hochzeiten tanzen!« Die Äußerungen der zwei Generäle über Herbert Wehner hätten in der Tat kein Anlaß sein dürfen, sie zu entlassen. Wie auch die entsprechenden Fernsehinterviews mit ihnen zeigten, ist Intelligenz nun einmal nicht ihre Sache und mag sogar - wie schon Bismarck vermutete - beim Handwerk stören. Wenn zudem die Bundeswehr ganz bewußt aus ehemaligen als »verdient« geltenden Offizieren des letzten Weltkrieges bestückt worden ist, kann der Sympathie für ehemalige Kameraden, aus jenem (wohl nur noch offiziell als verbrecherisch geltenden) Krieg ihnen schwerlich verübelt werden.

David Jacobson,

Tel-Aviv

Schlag vor den Kopf

In KONKRET 11 /76 schrieb Günter Nenning über Wolf Biermann: »Gitarre als Knarre«.

Günter Nennings Biermann Rezension ist ein heftiger Schlag vor den Kopf. Die nicht abstreitbare Tatsache, daß Wolf Biermann in der DDR für die er kämpft, isoliert wird, wird mit den lächerlichen kleinbürgerlichen Kategorien von »gemütlicher Privatwohnung mit Orgel und Tonstudio« kaschiert. Im gleichen Tenor glaubt der Autor zwar Biermanns Engagement anerkennen zu können, ihn gleichzeitig aber in die Schranken des heimischen Sozialismus zurückverweisen zu müssen, damit er sich nicht zuviel (!) gegen die Diktatur über das Proletariat einsetzt. Den Gipfel der Ausführungen bildet zweifellos der Schluß, in dem der Autor allen Ernstes zu glauben scheint, daß ein Gradmesser dafür, daß sich in der DDR eine fortschreitende »Liberalisierung« vollzieht, allein die Tatsache ist, daß Biermann noch nicht umgelegt wurden ist.

Günter Gallandi,

Essen

Vorsorge-Leserbrief

KONKRET 12/76 erschien nach Wolf Biermanns Ausweisung. War aber vor dieser bereits gedruckt.

Wie wohltuend Euer letztes Heft (Dezember 76): Kein Wort von oder über Biermann, aber dafür wart Ihr - müder Monatsschinken, der Ihr seid -terminlich wohl zu spät dran. Umso lärmender, fürchte ich, wird es dann mit und ohne Gitarre im Januar-Heft zugehen, sollte sich der Wolf bei Euch, wie in den letzten Jahren doch ziemlich häufig, ausheulen. In dieser Furcht und in der, daß Ihr Euch wegen der Ausbürgerung Biermanns der Kollektivdresche gegen die DDR anschließen könntet, schreibe ich diesen vorsorglichen Leserbrief. Merke: Wer nicht im eigenen Land ficht, bekommt im anderen meist den falschen Beifall. Das ist nicht von mir. Das stand in Eurem letzten Heft. Im Brief Günter Herburgers (BRD) an Reiner Kunze (DDR), letzter Absatz.

Hinnerk Freyenfels,

Lüneburg

Solidarische Floskel

Rudi Dutschke beschwerte sich über Zensur (12/76). Die Redaktion rechtfertigte sich.

Davon ausgehend, daß redaktionelle Korrekturen objektiv nötig sein können, ist ein Artikel doch möglichst ungekürzt abzudrucken. Zur Weglassung des CSSR-Bezuges im Zitat: »Dutschke ist ein Revisionist in der CSSR-Frage.« Sie läßt mir die Äußerung von Genossen aus Bruderparteien der KPI in deren Argumentation als historisch-allgemeine Abweichung Dutschkes vom Marxismus, die sich in diesem konkreten Fall bestätigt hat, erscheinen. Die tatsächliche Äußerung wirft Herrn Dutschke lediglich in der CSSR-Frage eine Revision gegenüber der von KPI-Bruderparteien vertretenen Meinung vor, die ihn demnach mit anderen Revisionisten verbindet. Das Unterscheidende und in der Bedeutung weniger Trennende tritt zutage. Angesichts von Anfeindung und Zersplitterung in der Linken ist der Unterschied doch wichtig.

Gerhard Binder,

Bad Friedrichshall

Rotes BILD?

Ein Brief an den »Spiegel« - in KONKRET

Diesen Brief habe ich an den »Spiegel« geschickt, Sehr wahrscheinlich erfolglos:

Nun sind endlich die »rosaroten« Zeiten ausgebrochen. Und KONKRET ist überflüssig. Demnächst präsentieren: Das Radio - Degenhardt live; Das Fernsehen - Süverkrüpps gesammelte Werke; Die Bild -die Fortsetzungsgeschichte des Kommunisten Rudi Schulte aus Essen. Selbst der SPIEGEL kommentiert nicht mehr nur den Brief des Liedermachers Hannes Stütz an den Liedermacher Wolf Biermann - er bringt ihn sogar im Wortlaut. (Und als Zugabe diesen Leserbrief.) Wenn Biermann in kritischer Solidarität zum Sozialismus in der DDR steht, dann stehe ich als Kommunistin Westdeutschland in kritischer Solidarität zum Kapitalismus. Genossen, mehr solidarische Kritik!

Michael Flascha,

Düsseldorf

Alles statt nichts

Ein Leser entdeckt ein Monopol.

KONKRET ist eine linke Zeitschrift, gut. KONKRET ist eine ernst zu nehmende Zeitschrift, auch gut. Nur ist sie (leider) die einzige akzeptable linke Monatszeitschrift im Spektrum des deutschen Blätterwaldes. Ein Linker hat somit nicht viel Auswahl: KONKRET oder nichts. Aber man soll froh sein, daß überhaupt eine existiert, nicht damit der Glaube an die Pressefreiheit erhalten bleibt, nein, sie ist das Sprachrohr der (auch leider) stillen linken Szene, ein Spiegelbild, in dem man hier und da etwas sehenswertes entdeckt, wenn man scharf hinsieht. Hier setzt meine Kritik an, zum einen an der Zerrissenheit, der Uneinigkeit der Linken und an deren Weltfremdheit. Man sehe sich Europa an, Portugal, Italien, Frankreich (am besten in der KONKRET blättern), überall ist die linke Front stärker, das linke Feld breiter. In anderen

Ländern sind die »Roten« wesentlich häufiger vertreten, als in der BRD, das Image ist auch nicht so negativ. Hier gibt es verschwindend wenige, ein Beweis ist die Zeitschrift KONKRET, wenn ich mir das Monatsheft am Kiosk hole, so sind dort, wenn überhaupt nur ein bis zwei Exemplare vorhanden und der Verkäufer muß in der Regel erst einmal nachdenken, was das wohl ist, KONKRET. Traurig.

Jürgen Renl,

Stolberg

Realität, die nicht »ist«

KONKRET 11/76. Unter dem Titel »Realismus? Kannitverstan« beschrieb Hermann Peter Piwitt den Streit unter linken Autoren.

Die Realität ist nicht realistisch. Dies könnte das »zentrale Dogma«, der alle Programme überflüssig machende Grundsatz einer »realistischen« Literatur sein. Eine solche Literatur ist »realistisch, indem sie, im Versuch Realität sichtbar zu machen, ihr Scheitern an dieser Realität sichtbar macht und gerade in diesem Scheitern Realität zeigt als das Unfertige, mit Sprache nicht Abzufertigende, das Prozeßhafte der Realität, einer Realität, die nicht »ist«.

Rochus Sowa,

Essen

Roter Weizen

Auf Hartmut Schulzes Beitrag »Die Erde wird rot« antwortete in KONKRET 11/76 Gretchen Klotz-Dutschke: »Rot schon -aber wie?«

Schier unausrottbar scheint das Gerücht, die Sowjetunion sei nicht in der Lage, aus eigener landwirtschaftlicher Produktion die Ernährung der sowjetischen Bevölkerung sicherzustellen. Laut dpa vom 16. 7. 76 hat die SU Verträge über den Ankauf von zwei Millionen Tonnen Winterhartweizen abgeschlossen. Dieses ganz normale Handelsgeschäft wird jedoch in der BRD stets in den Geruch gebracht, die UdSSR müsse Getreide kaufen, weil ihre Landwirtschaft versage. So scheint nun auch Gretchen Klotz-Dutschke auf diese bürgerliche Propagandalüge reingefallen zu sein. Darum hier einige Tatsachen: lm Durchschnitt der Jahre 1970-1972 produzierte die SU jährlich 95 Millionen Tonnen Weizen, während sich die USA im selben Zeitraum mit einer Jahresproduktion von 41 Millionen Tonnen Weizen begnügte. 1973 wurden weltweit 350 Millionen Tonnen Weizen produziert, davon allein in der SU 1 10 Millionen Tonnen, also fast ein Drittel der gesamten Weltproduktion. (Quelle: »Agrarstatistische Jahrbücher der EWG, 1973/74.) Nach Angaben der »FAZ« vom 30. 11.74 exportierte die SU im Zeitraum von 1960-1971 etwa 70 Millionen Tonnen Getreide und importierte vergleichsweise nur 35 Millionen Tonnen.

Volker Donath,

München

KONKRET-Neurose

»Flüchten oder Standhalten« heißt Horst Eberhard Richters Bestseller (Rowohlt, 1976*).* Prof. Ernest Borneman hat das Buch in KONKRET 9/76 rezensiert.

Ich fühle mich geehrt, daß Horst Eberhard Richter mich einer Replik für würdig hält und zum ersten Male auf eine Rezension antwortet. Er irrt aber, wenn er meint, ich hätte ihm meine eigenen Ansichten unterstellt oder hätte gar kritisiert, was er nie behauptet habe. Wegen des akuten Platzmangels hatte die Redaktion mich gebeten, die Zitate, mit denen ich Richters (durchaus diskutable) Ansichten belegt hatte, fortzulassen. Aber meine längere Rezension in *Neue Rundschau* (Drittes Heft 1976, S. 475--480) belegt Punktum Punkt mit Zitaten und deren Seitenzahlen, was ich gekürzt in KONKRET zusammengefaßt habe. Wenn Horst Eberhard Richter, den ich schätze und respektiere, nach der Lektüre dieses längeren Artikels und der Rückspiegelung seiner eigenen Worte, die dort aufscheint, noch immer meint, ich hätte ihn

mißinterpretiert, so stehe ich ihm jederzeit zu einer öffentlichen oder privaten Diskussion zur Verfügung. Herrn Peter Schrate, der mich in seinem Leserbrief (KONKRET Nr. 11/76, S. 5) kritisiert, weil ich Richter angeblich als »Halblinken« verdammt und in »bornierter« Weise »arrogant« in »die Linke« zu integrieren versucht hätte, möchte ich auf Seite 224 des Buches »Flüchten oder Standhalten« verweisen. Dort begründet Richter die Teilnahme an Spontangruppen damit, daß man sich an die Be*hörden* wenden solle, um von *ihnen zu* erfahren, »wo ein besonderer Bedarf für Bürgerinitiativen bestünde. Die Behörden werden mit Namen genannt: die Sozialbehörde, das Jugendamt, die Wohlfahrtsverbände. Richter fordert uns auf, »in Kooperation mit vorhandenen Diensten irgendeine gemeinsame Betreuungsarbeit« zu übernehmen.

Das ist kein »halblinkes« Verhalten, das ist Reaktion. Damit hängt sich Richter freiwillig an die Rockschöße der Bürokratie, die er zu bekämpfen vorgibt. Niemand könnte enthusiastischer an Spontangruppen und Bürgerinitiativen glauben als ich. Sie scheinen mir heute das beste zu sein, was wir seit der Zeit der Räte als dezentralisierte, regionale Waffe besitzen. Aber erstens müssen die örtlichen Initiativen zentral koordiniert werden, wenn sie ihre Erfolge nicht verschenken wollen, und zweitens halte ich die von Richter empfohlenen Spontaninitiativen wegen ihrer Abhängigkeit von den Behörden weder für spontan noch für initiativ. Wenn Peter Schrate ein wenig mehr über mein Leben wüßte, würde er merken, daß ich nicht auf den »großen Tag« *warte,* sondern für ihn *arbeite.* Auch in Bürgerinitiativen und Spontangruppen. Aber nicht in solchen, die mit den Behörden paktieren.

Dr. Ernest Borneman,

Scharten

Wunderbar? Eingestampft!

In KONKRET 12/76 schrieb Günter Herburger (DKP) dem Schriftsteller Reiner Kunze (DDR).

Also Herburgers so wohlgemeinte Attacke gegen Kunze, darauf hat man fast gewartet, und man wundert sich nur, wie Herburger argumentiert - als wußte er nicht, was los sei in der DDR. Der arme, arme Herburger. Nur ist es so beschämend zu lesen, wie er Kunze die Leviten liest. Er sollte in der FAZ Kunzes Antwort auf Kant gelesen haben. Dem sogenannten Schriftsteller Herburger täte es gut, wenn er eine zeitlang schwiege. Und der liebe Peter Schneider, die liebe Erika Runge, ach, wie sie sich plötzlich verkannt fühlen, wußte Peter Schneider denn nicht vorher, daß er es bei Reich-Ranicki mit einem Meister des Hauptsatzes, der Banalitäten zu tun hat. Jetzt wo Reich-Ranicki seinen, Schneiders, nun wirklich miserablen (warum hat KONKRET ihn gedruckt, fehlt dem Blatt der Stoff?) Aufsatz abgelehnt hat, steigt das Spülbecken über. Oder? Das ist das Niveau der politisierenden Autoren. Sie schreiben eben schlecht. Auch Erika Runge. Unvergeßlich ist doch, wie sie nach der Veröffentlichung ihrer Bohroper Protokolle von einem Neubeginn der Literatur tönte. Erika Runge ist, mag eine gute Journalistin sein. Sie will mehr sein. Das ist sie nicht.

Herbert Adler,

Hamburg

Günter Herburger schreibt an Reiner Kunze: »Wer nicht im eigenen Land ficht, bekommt im anderen meist den falschen Beifall.« Mit diesem blödsinnigen und unqualifizierten Vorwurf beweist er wieder einmal, daß die »DKP-Dichter« Fakten, die nicht in ihren Kram und in ihr Weltbild passen, ganz einfach ignorieren. So leicht sollte man es sich nicht machen, Herr Herburger! Wie kann Kunze im eigenen Land fechten, wenn dort seine Bücher nicht erscheinen dürfen? Jetzt werden ja sogar schon die fertiggestellten 15000 Exemplare seines Kinderbuches »Der Löwe Leopold« wieder eingestampft!

Robert Belzner,

Heilbronn

Wie komme ich eigentlich dazu, Ernest Borneman zu entgegnen' Alles, was er schreibt über diesen Bestseller von H. E. Richter, ist doch richtig. Richtig in dem Sinne, daß die Wirklichkeit, die mir durch eigene Beobachtung und durch meine Informationsmöglichkeiten bekannt ist, den Text Bornemans Wort für Wort bestätigt. Aber Ernest Bornemanns Aussagen beziehen sich nur auf vier Kapitel eines Buches, das sich aus vierzehn Kapiteln zusammensetzt. Die zehn »unbesprochenen« Kapitel enthalten eine recht differenzierte und damit genaue und schmerzliche Beschreibung der gesellschaftlichen Neurose, von der ich und meine Umwelt und auch die Mehrzahl der Konkretschreiber und Konkretleser befallen sind. E. Borneman versucht, diese Neurose pluralistisch als »Neurosen« darzustellen, »nicht mehr therapierbar, weil sie nicht individualpsychischen Ursprungs sind. Sind sie aber Produkte einer Umwelt, die selbst den psychisch Ausgeglichenen bedroht, dann können wir sie auch nicht mehr mit den traditionellen Methoden der Psychotherapie heilen.

Auch Gruppentherapie von der Art, die Richter empfiehlt, hilft hier nicht.« Wie diese »Neurosen« aussehen, wie sie den einzelnen belästigen, ihm die Möglichkeit nehmen, die Wirklichkeit zu erkennen, sich selbst und seine Freunde wahrzunehmen, konkrete Dinge, Nahrung, Berührungen aufzunehmen, sich an Erlebnissen zu freuen oder sie zu erleiden - dies alles interessiert nicht mehr, wenn einmal die Feststellung gemacht ist, daß diese »Neurosen« nicht heilbar sind. Ich gestehe, mir reicht das nicht. Wenn ich eine Krankheit habe, dann will ich mich auch mit ihr auseinandersetzen. Und das geschieht in H. E. Richters Buch.

Christiane Busch

Konkret 01/77, S. 4

konkret intern

In Hamburg gibt es einen Journalisten, der hat, was man im Fachjargon einen Bauchladen nennt, d. h. er tickert seine Produkte an Dutzende Zeitungen, vorn »Oberbayerischen Volksblatt« bis zu »Der Tecklenburger«. Wenn wir seinen Namen so schreiben, wie er seine Geschichten recherchiert, heißt er Thomas Vollgas. Von ihm war unlängst überall zwischen Rosenheim und Ibbenbüren zu lesen KONKRET sei eine »linksextreme Zeitschrift«. Wir kennen den Herrn, oberflächlich. Und deshalb gut genug, um an der Diskrepanz zwischen seinem Kopf und der Verbreitung dessen, was aus diesem hervorkommt, soweit es sich tatsächlich um das benannte Organ handelt, das Elend der bundesdeutschen Presse abzumessen.

»Das linksradikale Magazin« heißt KONKRET in Burdas »Bunter«, das »extreme Linksblatt« in »Deutsche Zeitung/Christ und Hund«. Daran ist soviel richtig, daß sich unser Chefredakteur noch keinen »Senator e. h.« kaufen und der Gründer unseres Verlages seine Sporen nicht unter Goebbels mit antisemitischen Reportagen verdienen konnte. Lachen wie beim Sohlenkitzeln kann man dafür bei der »Passauer Neuen Presse«. Da ist das neue KONKRET einmal eine »linke Sex-Postille«, ein andermal ist der KONKRET-Herausgeber einer »der engen Vertrauten des SPD-Chefs Willy Brandt«. Wenn das Onkel Herbert erfährt! Nur gut, daß Brandt auch nichts davon weiß. Aber ob der dem das glaubt? Wo's doch in der »Passauer Neuen Presse« gestanden hat?

Die »Bild«-Zeitung über die Hamburger Premiere von »Dantons Tod«: »Motto des Abends ist, das geht aus der Theaterzeitung wie dem Programmheft hervor, ein Zitat aus ‚KONKRET`. Ausgerechnet KONKRET und der ‚Hessische Landbote` Büchner. Diese Geschmacklosigkeit...« Mit wem der Springerinsfeld den Büchner wohl verwechselt hat? Mit Guido Kolbenheyer? Mit Ludwig Fulda? Mit Dwinger? Oder mit Baldur von Schirach?

Die Frage »Bekennen Sie sich jederzeit zur freiheitlich demokratischen Grundordnung?« könnte demnächst erweitert werden: »... und sind Sie bereit, auf die Lektüre von KONKRET zu verzichten?« Wenn man Schilderungen der KONKRET-Leserin Eva Baumann aus Westberlin liest:

Ich wurde von der Werbeagentur Karsten Klingbeil engagiert als Werbedame. Die Werbeagentur hatte den Auftrag von der Firma Geschi-Brot. Am B. November 1976 habe ich mit der Arbeit als Werbedame für Brotproben begonnen. An diesem Tag hatte ich in meinem Brotkorb unter dem Brot KONKRET und die »Wahrheit«, beide jeweils mit den Titelseiten nach unten.

Am 9. November 1976 war ich nicht dort. Eine Freundin hatte meine Arbeit für diesen Tag übernommen. Am Nachmittag dieses Tages rief die Werbeagentur bei mir an, und zwar aufgrund eines Anrufes, den sie von der Firma Geschi-Brot erhalten hatte. In diesem Gespräch teilte ein Angestellter der Firma Geschi-Brot der Agentur mit, daß es ja so nicht ginge, daß man doch solche Zeitschriften wie KONKRET und »Wahrheit« nicht mit sich herumtragen kann und dann noch Geschi-Brot verteilen würde. Sie wollten keine roten und linken Leute einstellen. Daraufhin erfolgte die fristlose Kündigung durch die Werbeagentur, und zwar aufgrund von Druck durch die Firma Geschi-Brot.

Konkret 01/77, S. 8

Biermann und die Kommunisten

KONKRET-Redaktion, Anfang Dezember: immer noch wird, was wir schon ahnen, über Biermann diskutiert. Michael Scharang, der Wiener Schriftsteller, zitiert einen Satz aus der »Deutschen Volkszeitung«: »Eine gegen die demokratische Bewegung gerichtete Spalterfunktion, das ist ein Hauptkennzeichen der Aktion Biermann.« Gremliza antwortet: »Aber bitte, solchen harten Angriff auf den Genossen Honecker möchte ich im Blatt nicht lesen!«

Unterstellen wir, daß Honecker eine Spaltung der demokratischen Bewegung in der Bundesrepublik nicht gewollt hat. In Kauf genommen haben muß er sie. Warum wohl hatte auch Klaus Schütz, in dessen Stadt Biermann nicht Sozialhelfer werden könnte, den Aufruf »Biermann nach Bochum« unterschrieben. Doch nicht, um denen zu helfen, die von Schützens Verfassungsschutz beschnüffelt werden. Sondern, um ihnen zu schaden: Mit Biermann, so wird Schütz gehofft haben, Ließe sich die Kampagne gegen die Berufsverbote, die der Bundesrepublik längst zu außenpolitischem Ballast geworden ist, trefflich auseinandertreiben: Je zerstrittener die Linke, desto besser.

Durch diese Rechnung schien die SED mit der überraschenden Ausreiseerlaubnis für Biermann einen Strich machen zu wollen. Wolf Biermann fuhr nach Köln, zur IG Metall (zum ‚.Klassengegner«, wie das »Neue Deutschland« schrieb?), lobte die sowjetischen Panzer des 17. Juni und sang gar in seiner Kunkel-Ballade vom »sozialistischen Gang« gegen den Ausreise-Wunsch vieler seiner Landsleute an, sang auch gegen Arbeitslosigkeit, Berufsverbote und Gesinnungsschnüffelei in der Bundesrepublik. Und Schütz guckte in die Röhre.

Erst der Ausbürgerungs-Beschluß, die »Maßnahme«, wie es mittlerweile im Kommunisten-Jargon heißt, nahm dem »Fall Biermann« das gerade gewonnene Maß, die DDR stellte statt Biermann sich selbst zur Debatte: als einen sozialistischen Staat, der sich soeben erst die volle völkerrechtliche Anerkennung erkämpft hat, der sich mit Recht auf die Resultate der KSZE viel zugute hält, der in der UNO eine Resolution gegen die Ausbürgerungen von Chilenen durchsetzen will, der einen internationalen Pakt ratifiziert hat, der fordert, daß niemand des Rechts beraubt werden soll, sein eigenes Land zu betreten, und der gleichzeitig bereit ist. die bürgerlichen Freiheiten (nicht: Freiheiten des Bourgeois) zu mißachten, wenn er sich in Bedrängnis fühlt.

Wäre Biermann der Bourgeois, der Konterrevolutionär, als der er jetzt von SED und DKP dargestellt wird, hätte sich dann die DDR-Führung, wie sie kolportieren läßt, jahrelang um seine Mitarbeit beim Aufbau des Sozialismus bemühen dürfen? Wenn die Arbeiterklasse der DDR eine so entschiedene Haltung gegen Biermann einnimmt wie sie das »Neue Deutschlandseitenlang dokumentiert, hätte es dann der Ausbürgerung überhaupt bedurft? Auch ein Satz wie »Herr Biermann konnte hier sogar über zehn Jahre, leben, *ohne zu arbeiten«* (»ND«) ist entweder eine Beleidigung aller Kopfarbeiter oder das Eingeständnis. ohne Anlaß eine antikommunistische Kampagne provozieren zu wollen.

Die DDR-Führung ist, mit Macht, arrogant. Es geht ihr um mehr als um Biermann und seine Lieder. Ganz offensichtlich will sie eine Festschreibung der Positionen, die auf der Berlin(gu)er Konferenz der europäischen kommunistischen und Arbeiterparteien im Frühjahr 76 erarbeitet wurden, verhindern. Denn diese Positionen des »Eurokommunismus« könnten allzu leicht zu Prager Entwicklungen führen, und die sind nach Helsinki mit Panzern kaum noch zu verhindern. So klingt dann Biermanns Behauptung, in der DDR säßen Marchais, Berlinguer und Carillo vermutlich im Bau, nicht ganz abstrus. Die SED-Spitze ist jetzt offenbar fest entschlossen, mit den »Bier- und Havemännern« (DKP-Vorsitzender Herbert Mies) aufzuräumen, man spricht von rund hundert »Regimekritikern«, mit denen sie fertig werden will. Otto Gotsches »ND«-Drohung muß in diesem Zusammenhang ernst genommen werden: »Die DDR ist aus unserem Schweiß, dem Schweiß der Arbeiter und Bauern entstanden. Liedermacher, die sich aushalten ließen, haben daran keinen Anteil. Leute, die unter geteiltem Himmel leben, auch nicht.«

Seit Beginn der Honecker-Ära wurden Künstler nicht mehr als *Personen* angegriffen, es wurde lediglich gegen ideologische *Positionen* polemisiert. Die Erklärung der SED-Gruppe des Schriftstellerverbandes, in der die Unterzeichner der »Dreizehner-Resolution« namentlich unter Druck gesetzt werden, hat erstmals seit Ulbricht mit dieser Übung gebrochen.

Nur zeigt sich, daß - auch sozialistische - Macht nicht nur arrogant, sondern zudem noch blind machen kann. Oder soll man annehmen, daß das SED-Politbüro seine Biermann-Entscheidung auch so getroffen hätte, wenn es die Protestbewegung, die ihr folgte, hätte abschätzen können. Mit Blindheit waren besonders die »ND«-Redakteure geschlagen, die die brechtisch-listige »Ergebenhcits-Adresse« von Anna Seghers groß herausstellten: »Die Deutsche Demokratische Republik ist seit ihrer Gründung das Land, in dem ich leben Lind arbeiten will«. Oder die des Komponisten Gerhard Rosenfeld: »Mit Erstaunen las ich im ND vorn Auftreten Wolf Biermanns in der BRD. Der Bericht über sein Verhalten fordert meine Distanzierung«. Sehr zu Recht.

Da wurden Tatsachen schlicht verdreht, etwa, wenn als Beleg für die Gefährlichkeit Biermanns herhalten mußte: »Er verstieg sich dort (in Köln) zu der Erklärung: ‚Ich bin zu jeder Schandtat bereit«, ohne daß dazu gesagt wurde, daß sich das auf den Publikumswunsch bezog. Biermann möge das »Oma-Meume-Lied« singen; da wurde, staatsphilosophisch-klassenneutral, der Bundesregierung sogar noch ein neues Argument für ihre Berufsverbotepolitik geliefert: »Zur Staatsbürgerschaft gehört eine Treuepflicht gegenüber dem Staat. Das ist nicht nur in der DDR so« (»ND« vom 18. 11.).

Nicht weniger zimperlich ging die DKP-Führung in Sachen Biermann mit der Wahrheit um. Nachdem als Begründung für die Ausweisung im »Neuen Deutschland« zwei Artikel aus der DKP-Tageszeitung »UZ« herhalten mußten, die von dieser mit den »ND«-Beiträgen gleich nochmal in die UZ zurückgeholt wurden, gab es auch eigenständige Verdrehungen. Der Bundesvorstand des MSB-Spartakus warf Biermann zum Beispiel vor, die DDR als »bürgerliche ‚Diktatur« bezeichnet zu haben. Wenn die DDR oder, stellvertretend für sie, der MSB Spartakus dieses Luxemburg-Zitat auf sich bezieht, ist das aber ihr Problem. (Im »UZ«-Abdruck dieser Erklärung fehlte übrigens der Schlußsatz, in dem es hieß, daß Biermann dem Spartakus »sympathischer« würde, wenn er sich dem »tatsächlichen Kampf der fortschrittlichen Kräfte für Frieden, Demokratie und Sozialismus zuwenden« sollte. (Aus Platzmangel vermutlich).

Ein Eigentor schoß die »UZ« auch in ihrer anonymen Generalabrechnung am 20. 11.: »Da gibt es im DDR-Bild Biermanns keine Freude, keinen Sinn des Lebens, sondern ‚die Überstunden, das bißchen Kies, und abends in der Glotze das Paradies`. Da gibt es nach Biermann ‚nur Schaffen und Raffen und Husten und Hasten'.« Die angeführten Zitate stammen aus einem Lied, das Biermann fürs ARD-Fernsehen geschrieben hat. Über den BRD-Alltag.

Biermann arbeitet mit Zauberflöte *und* Holzhammer (Johannes R. Becher), geantwortet wird ihm nur mit dem Holzhammer. Satire, Ironie und Antithesen werden aus dem Zusammenhang gelöst und als Popanz zertrümmert. Mit der Zitierweise der »UZ« wäre aus Hans Habe ein Kommunist zu machen. Die Frage, warum Biermann in den letzten Jahren auch zu haßerfüllten Worten gegen die »Monopolbürokratie« kam, wird erst gar nicht gestellt. Biermann selbst hat sie in seinem Hamburger Konzert beantwortet und auf die Beziehung zwischen Wortwahl und Macht hingewiesen. Können ihm denn in seiner Wut über die »Herrschaft einer Bürokratenbrut« überhaupt keine mildernden Umstände zugebilligt werden, nachdem er aufgrund einer sozialistischen, zutiefst solidarischen Ansprache »An die alten Genossen« (von der übrigens die damalige Kulturministerin Margot Honecker sehr angetan war) verfemt und 1965 auf dem 11. Plenum des ZK der SED ein »Kettenhund der Reaktion« genannt wurde, wenn er doch gleichzeitig sein prinzipielles Votum für diese DDR abgibt?

Wortwahl und Macht- diese Beziehung wird besonders fatal, wenn man die Macht gar nicht hat, wenn man so weit von ihr entfernt ist wie die DKP. Fatal deshalb, weil sich die DKP mit ihrer Anti-Biermann – Kampagne, ja, das geht noch, wieder einen Schritt weiter in die Isolation begibt. Sie isoliert sich von ihren Bündnispartnern, beschneidet sich wichtiger Einflußmöglichkeiten. (Das Parteivorstandsmitglied Peter Schütt etwa muß von seinem Vorstandsposten im Hamburger Schriftstellerverband zurücktreten, nachdem er zunächst einen VS-Protest gegen die Ausbürgerung unterzeichnete, dann jedoch erklärte, »daß diese Resolution nicht meiner persönlichen Meinung entspricht«.).

Die Partei ist wieder mal dran, sich abzuhacken so manchen guten Fuß. Denn die Mitgliedsmeinung, vielleicht nicht über Biermann, wohl aber über seine Ausbürgerung, ist durchaus nicht so einheitlich wie in der DKP sonst üblich. Prominente DKP – Mitglieder unterzeichneten zusammen mit SPD-nahen und parteilosen Schriftstellern, von Abendroth bis Wallraff, einen Appell an die DDR-Behörden (auf dieser Seite), weniger Prominente machten eigene Listen: zum Beispiel in Bremen, Hamburg, Marburg, Konstanz, Wiesbaden und Bochum. Zwar gibt es keine Ausschlüsse, zwar wird noch heftig diskutiert, und hohe DKP-Funktionäre reisen in die Bezirke und Kreise, um die Mitglieder auf Generallinie und Parteidisziplin zu verpflichten. Erklärtes Ziel dieser Aktion: Entweder Du schwenkst auf unsere Linie ein, oder Du hälst wenigstens den Mund, andernfalls werden wir Dich an einem Parteiaustritt nicht hindern. Und Austritte hat es schon etliche gegeben.

Dabei geht es längst nicht mehr um Biermann, sondern um Demokratie in der Partei, und dazu gehört, vor allem auch nach der Meinung der DKP-»Namen« unter der Abendroth-Wallraff-Liste, daß unterschiedliche Auffassungen innerhalb der Partei offen diskutiert werden müssen. Gerade das mag das DKP-Präsidium im Gegensatz zu den nicht gerade »Eurokommunismus«-verdächtigen Bruderparteien in Dänemark oder Österreich, nicht zugestehen. Die »UZ« veröffentlichte bisher ausschließlich Stellungnahmen gegen Biermann und für seine Ausbürgerung. Nach »ND«-Muster erfuhren »UZ«-Leser von gegenteiligen Stimmen erst durch den Widerruf Peter Schütts und die ergänzende Erklärung von Horst Holzer (siehe Seite 16).

In der Bundesrepublik konnten die interessierten Leser nicht einmal auf die Medien des Klassenfeinds zurückgreifen. Keine bürgerliche Zeitung, keine Rundfunkanstalt ergriff die Chance zu der Diversions-Behauptung: »DKP in Biermann – Frage gespalten«. Denn eine DKP, die monolithisch in Treue fest zur SED steht, ist bequemer als eine, die auch nur den winzigsten Strahl italienischer Sonne abbekommt.

Wie das »Neue Deutschland« ging auch die »UZ« nach kurzer Zeit »zur Tagesordnung« über. Und zur Rechtfertigung mußte ausgerechnet ein Zitat des SPD-Rechtsaußen und NRZ-Chefredakteurs Jens Feddersen herhalten: »Biermann und kein Ende. Der Fall wird peinlich...« Der Fall ist peinlich. Die gleiche »UZ«, die Biermann vorwirft, den Beifall der Reaktion zu provozieren, macht sich mit Feddersen gemein, bedient sich in der Polemik gegen die Fernsehausstrahlung des Kölner Konzerts der gleichen Vokabeln wie die CDU-Rundfunkräte.

Aber stimmt das denn überhaupt mit dem »Beifall der Reaktion«? Filbinger drohte mit einer Anzeige, weil Biermann ihn einen alten Nazi genannt hatte (nebenbei, für »UZ«-Leser, die das nicht erfuhren: In seinem Widerruf sagte Biermann: »Ich werde nicht mehr behaupten, Filbinger sei ein alter Nazi«.). Die »Bild«-Zeitung, nachgedruckt auch in der »Welt`, jammerte: »Biermann müßte man heißen. Kommunist müßte man sein. Und auf die Demokratie in der Bundesrepublik Spucken... Armer Biermann? Armes Deutschland.« Und CDU-Sprecher Willi Weisskirch kündigte dem »zwar kritischen, nichtsdestoweniger aber hartgesottenen und linientreuen Kommunisten« an: »Niemand wird Biermann daran hindern, mit seinen Politsongs kreuz und quer durch die Bundesrepublik zu tingeln. ‚Fernsehfestivals` sollten jedoch nicht das Mittel sein, sich über die Borniertheit und Intoleranz eines Systems zu verwundern und zu entrüsten, das der Barde Biermann eigentlich selbst am besten kennen müßte.« Soviel zur Reaktion der äußersten Reaktion.

Und die SPD? Die schweigt, seit Biermann die DDR auch nach seiner Ausbürgerung beharrlich das »bessere Deutschland« nennt. Die Jusos haben Solidaritätskundgebungen für Biermann veranstaltet - soll das die Kollaboration mit dem Klassenfeind sein? Mit wem will man denn dann noch Aktionseinheit machen? Und links von den Jusos? Den Maoisten hat Biermann in seinen Konzerten sehr deutlich die Meinung gesagt. Bleiben Sponti-Gruppen und Sozialistisches Büro, bleibt vor allem die Biermann-Forderung nach einer neuen Einheit der Linken, und die bekommt materiellen Gehalt vor dem Hintergrund der Vorbereitungen zur Gründung einer neuen linkssozialistischen Organisation, später: Partei. Wie sehr die dann aber der DKP schaden könnte, hängt weniger von Biermanns Haltung dazu als von der Haltung der Kommunisten zum Fall Biermann ab und auf wieviel Füße die DKP noch verzichten will.

Wolf Biermann trägt in diesen Auseinandersetzungen große Verantwortung. Daß er sich ihrer bewußt ist, zeigt sein KONKRET-Interview.

Kasten Seite 10

An das ZK der SED, an die Regierung der DDR

Demokraten und Sozialisten, die im Kampf gegen die antikommunistische Ideologie keine Zurückhaltung gezeigt haben, sind über die Entscheidung der **DDR-Regierung, Wolf Biermann auszubürgern, tief enttäuscht; gleichgültig, ob sie die solidarische Kritik von Wolf Biermann an manchen Erscheinungen des sozialistischen Staates für berechtigt halten oder nicht. Diese Entscheidung gibt jenen Demagogen, die unter der Formel »Freiheit oder Sozialismus« alle Unmenschlichkeiten des monopolkapitalistischen Systems gegen die Arbeiterbewegung und auch gegen die DDR verteidigen wollen, Scheinargumente in die Hand. Wolf Biermann hat in Köln für die DDR und den Sozialismus werben wollen, wenn auch vielleicht mit Fehlern, ist aber nicht als ihr Feind aufgetreten. Es gilt unter allen Umständen, die Solidarität aller demokratischen Kräfte im Kampf gegen die westdeutsche Reaktion zu stärken. Die DDR-Regierung würde der Solidarität der demokratischen Kräfte und der Arbeiterbewegung Westeuropas ebenso wie sich selbst schaden, wenn sie diese Entscheidung nicht korrigiert.**

Zu den Erstunterzeichnern dieses Aufrufs gehörten:

Wolfgang Abendroth, Bernt Engelmann, Gerd Fuchs, Hermann L. Gremliza, Wolfgang Fritz Haug, Günter Herburger Horst Holzer, Klaus Hubotter, Reinhard Kühnl, Gerhard Stuby, Heinrich Hannover, Günter Wallraff, Martin Walser, Peter Weiss, Uwe Timm, Erich Wulff

Konkret 01/77, S. 11

Wolf Biermann

»Die rechte Bande nimmt mich nicht mehr an die Brust«

KONKRET: In diesem Heft schreibt Günter Nenning, Du könntest für die Linke in der Bundesrepublik jetzt die Bedeutung bekommen, die Dutschke und Cohn-Bendit Ende der 60er Jahre hatten. Wenn Du sowas hörst oder liest, wie berührt Dich das?

Biermann: Ich weiß nicht. Ich weiß nicht, ob mich das berührt. Ich kann mir noch gar nicht ernsthaft vorstellen, daß ich hier leben oder hier irgendwelche Heldentaten à la Dutschke, geschweige Cohn-Bendit vollbringen werde.

KONKRET: Aber Du hast in den Konzerten gemerkt, was von Dir erwartet wird?

Biermann: Ja. Ich weiß aber nicht, ob dieses IG-Metall-Publikum repräsentativ ist für das, was hier in der BRD an politischen Kräften virulent ist. Ich habe mit Vergnügen bemerkt, daß die Zusammensetzung des Publikums unüblich war. Denn normalerweise bilden nicht die Arbeiter die Mehrheit im Konzert-Saal, sondern die Intellektuellen, die Studenten und auch die Leute, die man in der Schickeria Schickeria nennt. Hier war alles verdreht: es stand aus Versehen mal auf den Füßen statt auf dem Kopf! Daß da so viele junge Arbeiter waren, war auch ein gewisser Schutz. Wären nicht so viele Arbeiter da gewesen, sondern nur Studenten und diese zerstrittenen Leute mit den ideologischen Blasen im Kopf, die dann versucht hätten, mich entweder vor ihren Karren zu spannen oder auf ihren Schinderkarren zu stellen oder unter die Räder ihres Karren zu kriegen oder mich an ihren Karren dran zu hängen - dann hätte ich mich vielleicht auch hineinziehen lassen in etwas, was ich gefährlich gut kann, nämlich Maulschlachten. Und wenn ich dabei gesiegt hätte, dann wäre ich nämlich der Verlierer gewesen. Und so hat sich das alles in den Proportionen abgewickelt, die ich wollte. Was an Wortgefechten stattfand, das war ganz und gar meine Sache. Ich bin keinen Moment getrieben worden von irgendwelchen Leuten, und ich habe auch im Laufe meiner Konzerte immer mehr dazugelernt. Ich hab nämlich wie ein Elefant gesungen, mit riesigen Ohren ...

KONKRET: Du hast bei jedem Auftritt gesagt: »Ich muß noch viel lernen.«

Biermann: Das war kein rhetorischer Schlenker, das war fast so etwas wie ein Wortsignal, das ich mir aus meinem Munde gegeben habe, das waren sozusagen die Muskeln, die Wortmuskeln, mit denen ich meine Ohren aufgesperrt habe.

KONKRET: Es ist nicht nur ein Signal geblieben. In Bochum hast Du auf Zurufe noch spontan geantwortet: »Gewerkschaftsausschlüsse sind reaktionär«. In Hamburg kamen die gleichen Zurufe, da hast Du diesen Vorwurf so allgemein nicht wiederholt.

Biermann: Ich habe gesagt, daß ich darüber noch nicht genügend weiß. Soviel weiß ich inzwischen schon mehr darüber, daß ich weiß, was ich darüber noch nicht genügend weiß. Ich habe mich mit den Funktionären der IG Metall nämlich auch darüber unterhalten, und die haben mir die Sache dargestellt, wie sie sie sehen. Aber, was wir schon ahnen, das kann auch nicht die ganze Wahrheit sein. Ich werde auch Gelegenheit haben, mit Arbeitern direkt zu sprechen, mit den Gewerkschaftsvertrauensleuten aus den Betrieben, und natürlich auch mit solchen Betriebsräten, die nicht von der IG Metall aufgestellt werden. Bei Mercedes-Benz gibt es da eine Reihe von Leuten, die ausgeschlossen worden sind. Ich will auch mal mit denen reden. Ich habe überhaupt die feste Absicht, mit den Gewerkschaften zusammenzuarbeiten. Und damit habe ich auch schon eine Teilantwort gegeben auf die Frage, ob ich hier in der Intellektuellen-Szene die Rolle von Dutschke und Cohn-Bendit spielen will.

KONKRET: Du konzentrierst Dich, was uns ja nicht sehr überraschend ist, auf Gewerkschaften, hast aber in Deinem Eingangslied »So oder so, die Erde wird rot« eine Strophe, in der es heißt: »... Die BRD braucht eine KP...«

Biermann (lacht): Ach, das raffinierte Tier, es tat es um des Reimes willen ...

KONKRET: ... Eine Strophe, dis dann weitergeht: »Wie ich sie wachsen und reifen seh'/ Unter Italiens Sonnenschein«. Du bist vor 12 Jahren aus der SED geflogen. Willst Du wieder in eine KP rein?

Biermann: Wie meine Oma Meume in der »Oma Meume«-Ballade sagt: »Mach, daß sein wirrer Sinn sich wieder wendet/zu der Partei, die ihn verstoßen hat.« Und da fragst Du: Willst Du Deinen wirren Sinn ändern? Da sage ich mit wirrem Sinn: Nein, denn ich habe keinen wirren Sinn. Und da sagst Du: Willst Du denn gar nicht wieder in die Partei? Da sage ich: Na klar will ich in die Partei. Ich hab doch nicht den Ehrgeiz, als ewiger Einzelkämpfer durch die Welt zu hinken. Denn eine richtige politische Haltung wird im Grunde erst richtig richtig, wenn sie gebündelt ist in einer politischen Organisation. Und wenn ich eingebunden in die Solidarität einer Kommunistischen Partei arbeiten könnte, wäre das sowohl für mich als auch für die Partei viel besser.

Denn die politischen Wirkungen, auch die richtigsten, die besten politischen Wirkungen, die man als Vereinzelter erzielen kann, können doch niemals tief und anhaltend sein, wenn sie nicht auch eingeordnet sind in einen größeren politischen Zusammenhang, in eine Organisation.

KONKRET: Unter welchen Voraussetzungen würdest Du einer kommunistischen Partei wieder beitreten?

Biermann: Weder kann die Voraussetzung sein, daß die Partei genauso ist, wie ich sie mir wünsche, noch, daß ich genauso bin, wie sich irgendwelche Parteifunktionäre mich wünschen. Ich glaube, wir müssen alle lernen und in die Tat umsetzen, daß es Kommunisten mit verschiedenen Auffassungen zu verschiedenen Problemen gibt. Wir müssen in diesen Unterschieden nicht die Hand des Klassenfeindes sehen und die Intrigen der Klassenfeinde suchen, sondern begreifen, daß diese verschiedenen Positionen Ausdruck der verschiedenen Seiten Lies fortschrittlichen, revolutionären Kampfes sind. Es gibt in der politischen Produktion, von der Marx sagt, daß sie die vornehmste ist, die es unter den menschlichen Produktionen gibt, auch so etwas wie Lire Arbeitsteilung. Es gibt zum Beispiel .auch diese Arbeitsteilung zwischen den konservativen Kräften der Revolution, die die revolutionären Errungenschaften bewahren, und den Kräften, die besonders kritisch das Erreichte, das scheinbar Erreichte, infrage stellen, wie es bei Marx heißt, im »18. Brumaire«, in diesem schönen Zitat, das auch meine Kollegen aus der DDR herangezogen haben, um die Partei-Führung der SED durch die sanfte Gewalt marxistischer Vernunft zu verführen, ihre Dummheit zu korrigieren*). Aber wie wir jetzt gesehen haben, geht es diesen Herrschenden viel schlechter als wir es ihnen wünschen. Sie haben nicht die Kraft, sich zu korrigieren. Sie haben auf ihre erste Dummheit die schlimmere nächste draufgesetzt: Verhaftungen, Verhöre, Meinungsterror gegen aufrichtige Genossen, Schikanen gegen. Arbeiter, Studenten und Schriftsteller.

KONKRET: Du bist oft angesprochen worden auf falsche Freunde. Und Du hast geantwortet: Der Vorwurf, ich lasse mich von falschen Freunden mißbrauchen, der kommt meistens von falschen Freunden. Oder Du sagst: Gott erhalte mir meine Feinde, mit meinen falschen Freunden werd ich selber fertig.

Biermann: »Mit meinen falschen Freunden« hab ich nicht gesagt, sondern mit meinen untereinander zerstrittenen Freunden. Das ist ein Unterschied. Das sind nicht meine falschen Freunde.

KONKRET: Ok. Aber gibt es denn das gar nicht: falsche Freunde?

Biermann: Doch. Ich tat diese Sorge um die falschen Freunde deswegen mit dieser etwas schnoddrigen Bemerkung ab, weil ich nicht geduldig bin, darauf noch ausführlich zu antworten. Und zwar deswegen, weil ich die Erfahrung gemacht habe, daß ich seit vielen, vielen Jahren längst nicht mehr von der Bourgeoisie ans Herz gedrückt, sondern wütend begeifert werde. Es war im Grunde nur eine ganz kurze Zeitspanne in meiner Entwicklung, wo die Rechten versucht haben, mich zu umarmen. Als ich zum erstenmal eine Tournee durch Westdeutschland machte, 1964, gifteten die bürgerlichen Zeitungen gegen mich: Biermann, der Parteibarde; Biermann, bestes Pferd in Ulbrichts Bitterfelder Stall. Aber in dem Moment, als meine reaktionären Genossen in ihren Zeitungen mich wörtlich einen »Kettenhund der Reaktion« nannten, der sich ‚mit den Mördern seines Vaters verbündet« hat, da entdeckten plötzlich die reaktionären Bürger ihre tiefe Liebe zu mir. Aber das war bald vorbei, seit ich mich und immer wieder, bei jeder guten Gelegenheit zu Fragen der Bundesrepublik geäußert habe. Ich habe das Rudi-Dutschke-Lied geschrieben, ich habe das Vietnam-Lied geschrieben, ich habe das Chile-Lied geschrieben, ich habe jetzt die Spanien-Platte herausgebracht. Wenn einige DKP-Genossen aus einsehbaren Gründen es schwer haben, zu verstehen, auf welcher Seite ich stehe und kämpfe, die Reaktionäre haben es offenbar leichter. Die haben einen feinen Riecher für das, was ihnen stinkt.

KONKRET: Und sie fürchten, daß Du Deine untereinander zerstrittenen linken Freunde einigst?

Biermann: Soweit sind wir uns doch einig, daß ein einzelner Mensch, noch dazu ein sogenannter Künstler, nicht geschichtliche Prozesse machen oder auch nur entscheidend beeinflussen kann. In dieser Gesellschaft hat aber inzwischen die Zersplitterung der Linken so greuliche Fortschritte gemacht, daß sie schon an einem Punkt angelangt ist, wo es umschlägt, wo sie allmählich merken, daß sie nur das Spiel der Bourgeoisie betreiben. wenn sie sich gegenseitig so zerhacken. Nun komm ich zufällig in dem Moment her und weil ich hübsch reimen kann »die BRD braucht eine DKP«, nee, »eine KP«, mißverstehen die das auf diese produktive Weise, auf diese gute Weise. Ich habe nämlich beobachtet, daß die Wirkung meines Auftretens, meiner Lieder, aber auch meiner ganzen politischen Haltung integrierend war und nicht die Zerspaltung förderte. Und deswegen ist es ein bedenkenswerter Fakt, daß ausgerechnet die DKP-Führung von Spaltung schreit. Darüber kann man nachdenken, denn meine Wirkung war ganz deutlich im Sinne einer ganz und gar nicht faulen Einheit der Linken.

KONKRET: Nun hat es in der DKP überraschend viele Stimmen gegeben, die sich gegen die parteioffizielle Reaktion zum »Fall Biermann« gewandt haben.

Biermann: Ich möchte so gerne hoffen, daß die DKP die Kurve kriegt. Ich hab doch gesehen, wie viele aufrichtige Leute da drin sind, die gemerkt haben, in welcher Welt sie leben, Genossen, die sich nicht damit bescheiden können, in ihrem kleinen Verein zu sein. Gute Leute, die doch noch ein paar tiefergehende Absichten haben und sehen, welch eine bedeutende Rolle eine kommunistische Partei in diesem Land spielen könnte.

KONKRET: Wenn Du daran denkst, was Du gesagt und gesungen hast über die DDR und über Berufsverbote in der DDR - wie willst Du den Leuten hier erklären, warum die DDR für Dich immer noch »das bessere Deutschland« ist?

Biermann: Nichts erklären, nichts einreden. Ich singe meine Lieder. Alles Lieder. die ein Verdienst der DDR sind: im traurigen, aber auch im ermutigenden Sinn.

KONKRET: Du hast über Dein Land gesagt, die Bourgeoisie ist geschlagen, die Wiederkehr der Nazi-Zeit ist absolut nicht drin ...

Biermann: Wie kostbar der kleine, der vielleicht gefährlich kleine Vorsprung ist, den die DDR hat gegenüber jeder bürgerlichen Gesellschaft, das habe ich begriffen beim Prager Frühling: Wie schön klein aber auch der Schritt ist, der nötig ist, um eine zweite Phase der Revolution einzuleiten. Und dieser Sprung ist notwendig. Denn das stalinistisch-bürokratische System ist längst dermaßen etabliert und hat seine Bastionen ausgebaut und ist geronnen zu einer festen gesellschaftlichen Machtform und Lebensweise, das läßt sich nicht mehr nur in fließenden Übergängen überwinden. Da ist schon so etwas wie eine zweite Revolution nötig. Und wie günstig die Bedingungen für eine solche Revolution sind, das ist nun leider verschieden: So günstig wie in der Tschechoslowakei wird es nie wieder sein. Denn es gibt keins dieser feudalsozialistischen Länder, in dem so günstige. Bedingungen für einen so friedlichen, schmerzlosen revolutionären Schritt sind wie damals in der CSSR.

KONKRET: In der DDR wäre es sehr viel schmerzhafter ...

Biermann: Gefährlicher ...

KONKRET: Gefährlicher?

Biermann: Im Sinne eines Rückrollens in die bürgerliche Gesellschaft ... In der Tschechoslowakei gab es keine Konterrevolution, keine! Auch nicht irgendwelche historisch irgendwie relevanten Kräfte, die die Absicht gehabt haben, geschweige denn die Fähigkeit, in diesem Geschichtsprozeß das Ding nach hinten zu drehen. In der DDR sieht es anders aus, dort gibt es reaktionäre Kräfte, vor denen ich mich fürchten würde. In Polen sieht es nochmals anders aus, dort gibt es reaktionäre Kräfte, dort gibt es den Katholizismus, da gibt es diesen furchtbaren Rassenhaß, der seine historischen Ursachen hat, Ursachen, die für uns eine Schande sind. Und dort gibt es diesen blühenden Antisemitismus, drei Krankheiten, die geeignet sind, mich das Fürchten zu lehren bei dem Gedanken, daß dort was los geht. Von der

Sowjetunion ganz zu schweigen.

KONKRET: Was sind denn in der DDR die Kräfte, von denen Du befürchtest, daß sie, im Falle eines Falles, das Rad zurückdrehen könnten?

Biermann: Die deutschen Deutschen. Diese DDR-Deutschen die nach Deutschland schielen, für die der Westen Deutschlands so ein Modell ist, und zwar weil unsere östliche Monopolbürokratie sie in dieses westliche Denkschema hineingedrängt hat. Das ist nämlich schlimmer geworden als in der blutigen alten Stalinzeit. In der schlechten Stalinzeit war's in diesem Punkt besser. Die Gesellschaft war zwar stalinistisch deformiert, aber es sollte irgendwo anders hingehen. Nun aber, seit der sogenannten Liberalisierung, wie das hier im Westen genannt wird, seit der EDV-Stalinismus sich etabliert hat, kommen in der DDR solche Leute wie mein Namensvetter Wolfgang Biermann**) nach vorne. Die alten stalinistischen Funktionäre, die auch schon ein bißchen klapprig geworden sind, brauchten ein paar frische Leute, die ein bißchen mehr Kraft in den Knochen haben, aber keine ehrgeizigen politischen Ambitionen. Und mit wein haben sie sich verbündet? Mit eben diesen kapitalistischen Wirtschaftsmanagern. Und seit wir dieses neue ökonomische System haben, mit den Götzen der Warenproduktion, der Profit-Effektivität der Betriebe, seit alles in den Normen der Warengesellschaft gesehen wird, befindet man sich in der DDR auf demselben Weg der Wohlstandsgesellschaft wie der Westen. Und da sagen dann eben viele Leute: Wir wollen lieber das Original als die Kopie. Und das ist gefährlich.

KONKRET: Wenn sich also in der DDR so Grundlegendes verändern würde, wie sich nach Deinen Liedern verändern muß, dann tritt die Gefahr ein, von der Du sprichst?

Biermann: Ja. Es gibt keine gesellschaftliche Veränderung zum Guten, zum Fortschrittlichen hin, ohne die Gefahr eines Rückfalls. Die Frage ist immer nur:. Wie groß ist die Gefahr. Und im Fall der SSR war sie märchenbuchhaft gering. Und das macht uns das 68er Jahr besonders bitter ....

KONKRET: Wie soll sich, wenn das so ist, die westdeutsche Linke zur DDR stellen?

Biermann: So wie es jetzt ist, so wie es jetzt in ganz drastischer Form durch meinen Fall zu Tage kommt, ist die DDR ein geradezu monströser Bleiklumpen am Bein der linken Bewegung in Westdeutschland. Denn jeder Linke muß ja die DDR verteidigen, dazu ist er verpflichtet, alle fortschrittlichen Kräfte müssen die DDR verteidigen ...

KONKRET: Das tun sie aber nicht.

Biermann: Na, im Nachtrab der westdeutschen Ostpolitik ist es ja schon schick geworden, die DDR herrlich zu finden. Ich spreche da von meinen Erfahrungen in Berlin, in der Chausseestraße, mit den verschiedenen Westdeutschen, die ich so kennenlernte. Ich merkte deutlich ein Entzücken über die DDR, an dem sie sich selber besoffen gelutscht haben. Sie spazieren gönnerhaft mit uns durch die Innenstadt und sagten: na es ist doch ganz hübsch hier, wenn sie diese lächerlichen Betonkästen sahen, für die unsere Enkel uns noch in'n Arsch treten werden ... Und dieses Trabant-Auto ist direkt hübsch ... und weißt Du, man kriegt bei uns überhaupt keine Parkplätze ... und daß der Wagen aus Pappe ist, das rostet auch nicht so ... und weißt Du, hier bei euch kann man sich so richtig erholen, hier ist es so schön ruhig alles ... hier sind noch menschliche Beziehungen ... Solche dämlichen Reden! Und so eine süffisante Art von Schulterklopfen, die dann auch die Leute in der DDR wirklich in Wut gebracht hat. Ich habe es oft erlebt, wie mein Freund, der Zeichner H., der ein verkappter Kommunist ist, der immer so 'n bißchen auf ulkig und drollig macht, um die Leute zu foppen, wie der dann, wenn solche schwärmerischen Revolutionstouristen kamen, aus reiner Gemeinheit anfing, nur noch von der Großherzogin Luise zu sprechen und den Erbfolgen im Kaiserreich, im preußischen Königshaus und was weiß ich, die erlauchten Namen aufzählte und Schnurren erzählte aus der Kaiserzeit und sich als Royalist verkleidete vor diesen Westidioten, und wie die auch voll drauf reingefallen sind, und aschgrau rot wurden und sagten ogottogottogott, was gibt es im Osten für reaktionäre Leute, denen müssen wir ja noch den Monarchismus austreiben. Die sind in ihrer linken Besoffenheit so voll auf diesen trauernden Spaßvogel reingefallen. Es war schmerzhaft, zu sehen, wie die mit ihrem sonnigen Gemüt dem da aufs Glatteis gegangen sind.

Worauf will ich hinaus: Sympathie oder Solidarität mit der DDR, das ist 'ne Selbstverständlichkeit, da fangen wir überhaupt erst mal an. Und wenn das geklärt ist, dann woll'n wir doch mal bitte wissen: was ist die DDR? Mit wem wird da Solidarität geübt, mit der Reaktion oder mit den fortschrittlichen Kräften? So wollen wir die Frage stellen. Und bevor man Solidarität mit diesen oder jenen Kräften üben will, muß man erst mal die Wirklichkeit zur Kenntnis nehmen und nicht in

einer kindischen Weise den Kopf in den Sand stecken.

KONKRET: Du kennst diese Wirklichkeit. Kann man mit Erich Honecker solidarisch sein?

Biermann: Ja und nein. In diesem Sinne ja und im andern Sinne nein. Wir mögen in der Beurteilung bestimmter historischer Phänomene, ihrer Tendenzen, ihres Gewichtes verschiedener Meinung sein, da können wir uns doch gewaltig irren. Aber wir können nicht miteinander reden, solange ein toter Mann auf der Straße liegt, und einer sagt: da liegt kein toter Mann auf der Straße. Wir können sagen, das ist gut, daß er da liegt. Wir können sagen, das ist schade, daß er tot ist. Wir können sagen, endlich ist er tot! Wir können sagen, er hat sich noch lange gequält, wir können sagen, es ging schön schnell. Wir können verschiedener Meinung sein. Aber erstmal liegt da jetzt einer auf der Straße. Das ist noch nicht hinreichend, das ist so wenig hinreichend wie zum Beispiel die Literatur von Freund Kunze und die Literatur von Feind Solschenizyn. Das ist nicht hinreichend. Alles, was Solschenizyn über Rußland und die ermordeten Kommunisten berichtet, ist richtig. Aber alles, was Solschenizyn daraus folgert, ist falsch. Denn Solschenizyn ist ein Reaktionär geworden.

KONKRET: Nochmal: Solidarität mit Honecker, nein und ja?

Biermann: Ja, in dem Sinne, daß man sich mit der DDR und also auch mit ihren Repräsentanten solidarisieren muß gegenüber der bürgerlichen Reaktion, gegenüber Westdeutschland als einem kapitalistischen Staat, der feindlich ist gegen die DDR. Und nein, weil Honecker im innersozialistischen Konflikt auf Seiten der Reaktion steht und die Entwicklung der sozialistischen Demokratie mit brutalen Mitteln verhindert. Wir können uns nicht aus einem dieser beiden Widersprüche, die in der Welt existieren, beurlauben. Wir haben in der Welt den Widerspruch klassischer Prägung, Kapitalismus und Arbeiterbewegung, staatlich geronnen in dem Ost-West-Konflikt. Und wir haben schon die modernen Konflikte innerhalb der sozialistischen Bewegung, die ihre schärfste Ausbildung im Konflikt zwischen China und der UdSSR haben ...

KONKRET: Heißt das, daß Du die Chinesen in diesem Konflikt auf der Seite des Fortschritts siehst?

Biermann: Nein, Gott bewahre, nein, nein. Ich sage nur: daß die sich bis an die Zähne bewaffnet gegenüberstehen. Und ich will andeuten, daß es innerhalb der sozialistischen Weltbewegung, die sehr kompliziert ist, heftige Widersprüche gibt, die ausdiskutiert werden mit Panzern, wie im Fall CSSR. Und in diesen Widersprüchen müssen wir uns zurechtfinden. Da darf man auch nicht, wie Hegel sagt, »herauskippen«, sondern man muß sie aushalten. Darum geht es nämlich: Wir müssen eben beides leisten! Und das ist schier unmöglich für manche Leute, weil sie es in ihrer armen Menschenseele eben nicht können, weil sie nicht genügend Luft in der Brust haben. Beide Konflikte aushalten! In jedem Moment in beiden Konflikten auf Seiten des Fortschritts stehen, und das ist verflucht kompliziert. Wenn ich im Ost-West-Konflikt auf Seiten des Fortschritts stehe, nämlich auf Seiten der DDR, darf ich nun deswegen auf Seiten der Stalinisten innerhalb der DDR stehen? Nein! Wenn ich aber gegen unsere Monopolbürokraten singe, wird die bürgerliche Seite das wieder für sich vereinnahmen wollen. Aber, das sag ich Dir, mich nimmt diese rechte Bande nicht mehr an die Brust.

KONKRET: Kannst Du Dir vorstellen, wenn Du hier bleiben mußt, daß Du in einem Jahr hier im Fernsehen nochmal so auftreten kannst?

Biermann: Nein, das wird sich alles sehr schnell ändern. Denn wenn ich hier leben muß, dann werde ich mich einmischen, wie ich es als Kommunist tun muß. Es wird mir schwerfallen, weil ich diese Gesellschaft weder liebe noch kenne, also kann ich auch nicht hassen, kann nicht anfassen, noch nicht. Und ich weiß nicht, ob ich vielleicht nicht doch schon zu festgelegt bin, zu alt bin, auch im guten Sinne des Wortes, um nochmal hier dieser Gesellschaft an die Jacke zu gehen ...

*) In der Erklärung, die am 17. November von Sarah Kirsch, Christa Wolf, Volker Braun, Fritz Cremer. Franz Fühmann. Stephan Hermlin, Stefan Heym, Günter Kunert, Heiner Müller, Rolf Schneider, Gerhard Wolf und Jurek Becker unterzeichnet wurde, heißt es: »Wolf Biermann war und ist ein unbequemer Dichter - das hat er mit vielen Dichtern der Vergangenheit gemein. Unser sozialistischer Staat, eingedenk des Wortes aus Marxens »18. Brumaire«, demzufolge die proletarische Revolution sich unablässig selber kritisiert, müßte im Gegensatz zu anarchistischen Gesellschaftsformen eine solche Unbequemlichkeit gelassen nachdenkend ertragen können.«

**) Wolfgang Biermann: Mitglied des ZK der SED. Generaldirektor des VEB Carl Zeiss Jena.

Konkret 01/77, S. 16

Horst Holzer

»Dies Mittel ist nicht einsehbar«

Horst Holzer, Medienwissenschaftler und einer der ersten und prominentesten Fälle bundesdeutschen Berufsverbots, besteht auf seiner Kritik an Biermann - Ausbürgerung

Ich hin mit der vollzogenen Ausbürgerung Wolf Biermanns aus der DDR in Schwierigkeiten gekommen und habe das auch mit meiner Unterschrift unter die von Wolfgang Abendroth und Günter Wallraff initiierte Resolution ausgedrückt. Hat das vielleicht damit zu tun daß ich zu jenen gehöre, die »das Verwirrspiel ... nicht leicht zu durchschauen« vermögen oder gar anfällig sind, »zersplittert, auf antikommunistische Positionen gebracht und damit gelähmt zu werden« (UZ vom 19. 11. 76)? Oder ist die von mir geäußerte Bitte an die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik darin begründet, daß ich - aufgrund sehr nachhaltiger eigener Erfahrungen und der Verbundenheit mit den politischen Entwicklungen in der BRD und der DDR - zu wissen glaube, nicht nur mit wem und gegen wen, sondern auch *wofür* ich als Kommunist einzutreten habe? Ich gehe davon aus, das Letzteres für mich gilt.

Wenn ich mich so jenen angeschlossen habe, die - in eindeutiger Loyalität und Solidarität zur DDR - die Deutsche Demokratische Republik gebeten haben, die gegen Biermann verhängte Ausbürgerung zu überprüfen, dann hat das für mich nichts, aber auch gar nichts mit einer Verletzung des ..Klassenstandpunkts« (UZ vom 19. 11. 76) zu tun. Zu tun hat es vielmehr mit der Einsicht, daß gerade Kommunisten sehr genau die Mittel abwägen müssen, mit denen sie den Zweck ihrer Politik, den Werktätigen zur Verfügung über die von ihnen geschaffenen gesellschaftlichen Verhältnisse zu verhelfen, verwirklichen wollen. Dieses Abwägen kann nicht abstrakt erfolgen, sondern nur in Auseinandersetzung mit den jeweiligen konkret-historischen Lebensbedingungen der Menschen. Im Falle Biermann geht es so für mich um die Frage, wie die konkret-historischen Bedingungen und Möglichkeiten der DDR im Hinblick auf die derzeit notwendige und mögliche Form politisch-ideologischer Arbeit einzuschätzen sind.

Dazu sagte Erich Honecker auf dem 9. Parteitag der SED: »Die sozialistische Intelligenz unseres Landes unterscheidet sich grundlegend von der Intelligenz in kapitalistischen Ländern. Wir werten es als großen Erfolg der Politik unserer Partei, daß sich in den vergangenen drei Jahrzehnten die *Mehrheit* der Intelligenz vor allem aus der Arbeiterklasse und der Klasse der Genossenschaftsbauern herausbilden konnte.

Sie ist durch Herkunft und Tätigkeit *aufs engste* mit der Arbeiterklasse, den Genossenschaftsbauern und den anderen Werktätigen verbunden. Damit wurde in der DDR die für den Kapitalismus typische Kluft zwischen dem arbeitenden Volk und einer der Ausbeuterklasse hörigen Schicht von Intellektuellen *endgültig* überwunden« (Hervorhebungen von mir).

Diese klare Aussage zwingt mich zu zwei Schlußfolgerungen:

1. Die sozialistische Intelligenz und ihr Bündnis mit den Werktätigen sind so gefestigt, daß Wolf Biermann einer von wenigen *Einzelfällen* ist, deren Parteinahme für den Sozialismus in der DDR entweder zu wünschen übrig läßt oder gar nicht vorhanden ist.

2. Aufgrund des gefestigten Bündnisses zwischen Intelligenz und Arbeiter- und Bauernklasse sowie der geringen Zahl nicht überzeugter Intellektueller ist die *politische Potenz* eines Wolf Biermann ein Problem, mit dem *in der DDR* umgegangen werden kann, ja das gerade nutzbar gemacht werden kann, um die ideologische Auseinandersetzung mit (noch) falschen politischen Auffassungen erfolgreich zu führen.

Daß das keine leichte Aufgabe ist, hat auf dem 9. Parteitag ebenfalls Erich Honecker betont: »Die Bedeutung und damit die Anforderungen an die Qualität der politisch-ideologischen Arbeit werden sich erhöhen. *Das entspricht den Erfordernissen unseres gesellschaftlichen Lebens und den Bedingungen des internationalen Klassenkampfes.* Die ideologische Arbeit ist und bleibt das Herzstück der Parteiarbeit. Parteiarbeit bedeutet *nicht Verwaltung von Sachen,* sondern *Überzeugung und Mobilisierung von Menschen* in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens« (Hervorhebungen von mir).

Diese wie auch die zuvor zitierten Aussagen von Erich Honecker entsprechen zum einen meinen politischen Überzeugungen, zum anderen meinen Erfahrungen mit den arbeitenden Menschen und den Verhältnissen der DDR: Meiner Einschätzung nach ist in der DDR so *Wesentliches* für ein selbstbestimmtes Leben der Werktätigen geleistet und auch abgesichert worden, daß mir das Mittel der Ausbürgerung eines erwiesenermaßen *unsozialistischen* Menschen *überflüssig* und gerade für viele Menschen, die der DDR und ihren Bürgern freundschaftlich gesonnen sind, *nicht einsehbar* zu sein scheint. Deshalb - also gerade weil im Sinne der von ihr angeleiteten und von den arbeitenden Menschen getragenen Politik

- habe ich die Regierung der DDR gebeten, den gegen Biermann unternommenen Schritt zu überprüfen und, wenn möglich, zu korrigieren.

Insofern sah ich mich allerdings auch gezwungen, eine Erklärung zu meiner Unterschrift unter die Abendroth/Wallraff-Resolution abzugeben. Diese Erklärung lautet: »Ich habe mich zu dieser Unterschrift entschlossen, weil ich glaube, die Ausbürgerung Wolf Biermanns sei ein Mittel, das der fortgeschrittenen Entwicklung des Sozialismus in der DDR nicht entspricht. Nachdem ich jedoch gesehen habe, in welcher Weise die zutiefst unsozialistischen Ausfälle von Wolf Biermann (siehe die TV-Sendung vom 19. 11.) hergenommen werden, um die DDR, die SED und die DKP zu diskriminieren und zu verleumden, bin ich gezwungen mich von den in Abendroth/Wallraff-Resolution vorhandenen ‚Verniedlichungen` von Wolf Biermann zu distanzieren. Darüber hinaus muß ich entschieden die eindeutig gegen die DKP gerichtete Phrase von Wallraff zurückweisen, daß Wolf Biermann ‚die Funktion hat., ein neues Bündnis der Linken zustande zu bringen` (Günter Wallraff in der ‚Welt am Sonntag'). Weil die Gefahr besteht, daß meine Unterschrift in übelster Weise gegen die DKP und das, was sie vertritt und wofür sie kämpft, ausgespielt wird, halte ich diese Erklärung für notwendig.« (UZ vom 24. 11. 76).

Insgesamt bleibt für mich festzustellen: Ich verstehe mich weder als Besserwisser noch als sogenannter solidarischer Kritiker. Weder unterstelle ich der Regierung der DDR, sie habe es sich im Fall Biermann nicht schwer genug gemacht; noch habe ich die Auffassung, Wolf Biermann sei als unschuldiges Lämmchen mit einem rosaroten Fellehen in etwas - wie wir Bayern sagen - »nei dappt«. Wovon ich allerdings ausgehe ist: Ein Kommunist muß immer bereit sein, die Verantwortung, die er als Mitstreiter in der Arbeiterbewegung für diese auch ganz *individuell* übernommen hat, auch individuell zu praktizieren. Wolf Biermann mag dieser Anforderung bisher nicht gerecht geworden sein. Das kann aber nichts an meinem Interesse ändern, daß Form und Mittel der politisch-ideologischen Auseinandersetzung mit Biermann so human sind, wie es aufgrund der Prinzipien und der entwickelten Qualitäten des (ja deshalb *realen)* Sozialismus in der DDR irgend möglich ist.

Konkret 01/77, S. 17

Günther Nenning

Verbietet Biermann

Wann bügert die Bundesrepublik Biermann wieder aus? Der österreichische Sozialist und Gewerkschaftsführer Nenning hört schon das »Dann geh doch rüber!«

Mit innigem Behagen singt sie das wohlklingendste aller Biermann-Lieder: die freie Presse aller Spielarten singt das Lied vom braven Biermann, der von der bösen DDR verfolgt wird. Eine handfeste, breit auswalzbare Story.

Kalte Krieger erheben sich aus ihren Gräbern und scheppern freudig mit den Knochen. Aber die Freude bleibt nicht ungemischt. Schon steigen Zweifel ins kalte Gebein. *Wert feiern wir denn da?*

Wir feiern einen Mann» der sich bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit -z.B. nicht nur vor, sondern sogar anläßlich der Aberkennung seiner Staatsbürgerschaft durch die DDR- als Kommunist bezeichnet, und die DDR als den besseren der beiden deutschen Staaten. Unverfroren fordert Biermann weiterhin »kritische Solidarität« mit der DDR.

Ja, darf er denn des? Ein richtiger Dissident tut so was nicht. Am bravsten ist ein Dissident, wenn er, die Todesgrenze überquerend, in aufrechter Haltung unter vorgängiger Verständigung der Medien im Kugelhagel stirbt. Am zweitbravsten ist der Dissident, der drüben grausliche Verfolgungen erleidet und genug Fingerspitzengefühl hat, die westlichen Medien herzlich mitleiden zu lassen. Brav ist auch noch der Dissident, der nach Erhalt des Nobelpreises im Abendland glücklich landet und dieses, dekadent und korrupt wie es ist, eindringlich warnt vor Vertrauensseligkeit gegenüber dem Kommunismus, denn der Kommunismus ist des Teufels und das Abendland geht endlich unter.

Aber Biermann ist nichts dergleichen. Schon hat die »Welt« erkannt: der Mann hat keinerlei literarische Meriten. Solschenizyn - das ist Weltklasse. Biermann ist eine miese linke Type, aufgebaut und aufgebauscht vom Verlag Wagenbach, der Schallplattenfirma CBS, Heinrich Böll und andern Mitgliedern der Bader-Meinhof – Bande.

Nur tote Kommunisten sind wirklich gute Kommunisten: Marke Mao, der Mann hatte historisches Format. Das Minimum, das man von einem lebendigen Kommunisten verlangen darf, ist, daß er gegen den Kommunismus ist.

Genau diesen Offenbarungseid verweigert Biermann.

Großzügig hat die BRD ihn, obgleich erklärter Kommunist, einreisen und auftreten lassen. Und was macht er? Er beißt die Hand, die. ihm Gutes getan. Er singt schmutzige Gstanzeln gegen sie. Er wünscht »der BRD eine KP -wie ich sie wachsen und reifen sch' - unter Italiens Sonnenschein . . . So oder so- die Erde wird rot«.

Dieses Lied, das er auf der nun schon legendären Veranstaltung am 13. November in der Kölner Sporthalle sang, vor 7000 Menschen - ist natürlich ohne jede künstlerische Qualität, reiner Agitprop, Politpornographie. Biermann ist ein Verfassungsfeind.

Andere haben im freien Westen ein neues Leben sich aufgebaut, eine anständige Karriere gemacht, wie Solschenizyn: vom Liebling Chruschtschows zum Liebling Springers. Aber Biermann?

»Einheit der Linken, in Ost und West . . . so reißen wir die Mauer ein- so soll es sein - so wird es sein«, sang er in Köln. Einheit der Verfassungsschützer, in Ost und West ... die handelt er sich dafür ein -so wird es sein - so soll es sein. Kein Staat, der auf sich hält und daher seine Verfassung schützt, kann sich Biermänner auf die Dauer bieten lassen.

Als Lehrer der »Einheit der Linken, in Ost und West... so reißen wir die Mauer ein . . .«ist Biermann ernsthaft gefährlich für die DDR-Demokratie wie für die BRD – Demokratie. Inder politischen Zoologie der Linken gab es bisher nur die Fortpflanzung durch Spaltung. Man kann sich einigermaßen darauf verlassen, daß das so bleibt, noch eine ganze Zeit lang. Aber unangenehm ist sie doch, eine so mächtig integrierende Figur wie die des Wolf Biermann. Seit dem .fahr 1968 hat eine heilige Hetzjagd die linken Gespenster erfolgreich in ihre Schlupfwinkel zurückgetrieben, vor deren jedem nun ein Verfassungsschützer steht mit Fährtenhund und MP im Anschlag wie weiland der Engel mit dem flammenden Schwert. So eine Leitfigur wie Biermann hat die hinke nicht gehabt seit Rudi Dutschkes und Dani Cohn-Bendits Glanzzeiten. Er ist viel besser als die zwei. Soll der linke Spuk jetzt wieder losgehen?

So wollen wir es eigentlich nicht im Westen. Womöglich brauchen wir bald eine Lösung wie die Kameraden drüben. Geben wir Biermann Auftrittserlaubnis in einer DDR-Kirche und lassen ihn dann nicht mehr zurück mit der nachweislich wahren Begründung, daß er sich nicht zur freiheitlich demokratischen Grundordnung bekennt.

Konkret 01/77, S. 18

Karl Pawek

Wer verhindert Rosas rote Demokratie?

»Biermanns Rausschmiß hat in der DDR keine Probleme gelöst, der BRD-Linken hingegen neue beschert«

Der Vorgang erregte die Gemüter und war doch nur erbärmlich auf den ersten Blick: Ein Staat, dessen Selbstverständnis sich nicht mehr nur programmatisch aus der Würde des Menschen ableitet, betrügt einen sich solidarisch verstehenden Kritiker um sein Bürgerrecht. Nun könnte man den Vorfall unter dem Stichwort »tägliche Dummheiten« ablegen, in der Gewißheit, daß derartige unvermeidliche Fehlentscheidungen den Sozialismus nicht scheitern lassen werden, wäre nicht Deutschland Schauplatz des Geschehens, der Fall Biermann nicht nur ein Symptom. Er sollte und könnte zum Katalysator werden.

Biermanns Rausschmiß aus der DDR hat dort keine Probleme gelöst, der BRD-Linken hingegen neue beschert. Und es ist nur ein schwacher Trost, daß jene, die die Laus im Schafspelz der Sozialisten bejubelten, sie nun auf ihrer eigenen Wolfshaut sitzen haben. Nach zwei Tagen der Ungewißheit juckte es sie schon. Trotzdem besteht zur Schadenfreude kein Anlaß; auch sollte man es sich nicht zu leicht machen.

Die arglistige Täuschung, mittels der das Politbüro der SED Biermann die Rückkehr in die DDR verwehrte, bedarf keines Kommentars.

Biermanns Kritik an Unzulänglichkeiten in der DDR scheint mir - so weit ich sie beurteilen kann - gerechtfertigt. Für nicht weniger gerechtfertigt halte ich es, diese Kritik in der DDR noch zu unterdrücken.

Die DDR ist kein sozialistischer Staat geworden, weil ihre Bevölkerung nach der Kapitulation der Faschisten nichts Eiligeres zutun gehabt hätte, als sich den Sozialismus zu erkämpfen. Hätte auch nur die geringste Möglichkeit eines Endsieges bestanden, die Deutschen drüben-wie – hüben-wären in ihrer überwältigenden Mehrheit geblieben, was sie waren: Philofaschisten. Allein die militärische Stärke der SU bezwang den Faschismus, schuf die DDR.

Die Ausgangsbedingungen für die Verwirklichung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung Inder späteren DDR waren denkbar ungünstig. Der hörige antikommunistische Untertan akzeptierte seine verteufelten Befreier nur widerwillig und schleppt heute noch seine ideologische Vergangenheit hinter sich her. Man muß schon sehr naiv sein zu glauben, dreißig Jahre Sozialismus könnten fünfhundert Jahre Geschichte ungeschehen machen. Erschwerend kam hinzu, daß jenseits der Grenze, aber innerhalb des einen Deutschlands, eine ebenso aggressive wie verführerische Ordnung ihre Wirkung auch auf DDR – Bürger nicht verfehlte. Sicherung des Sozialismus in der DDR mußte daher Sicherung nach außen wie nach innen bedeuten.

Jene Verkrustungen, ganz und gar unsozialistischen Zwangsmaßnahmen, die das Bild der DDR in den westlichen Massenmedien prägten - um wirklich sozialistische Errungenschaften wurden wir in der Berichterstattung von ihnen immer betrogen -, erklären sich aus dieser Verteidigungshaltung. Dem entsprechen die kaum phasenverschobenen Verhärtungstendenzen in der DDR in Perioden gesteigerter antikommunistischer Hysterie hier. Auch wenn heute eine größere Selbstsicherheit der DDR-Führung möglich scheint, wäre es absurd anzunehmen, alle Bürger der DDR seien ähnlich überzeugte Kommunisten wie Biermann. Dies nicht ausreichend erkannt zu haben, scheint mir Biermanns und seiner Freunde entscheidender Fehler. Eine Kritik mag noch so richtig sein, am falschen Ort zur falschen Zeit geäußert wird sie selbst falsch.

Biermann ist kein Verräter, nur ein Träumer und als Träumer kein Einzelgänger. Es ist ein schöner Traum, jener reine, unbefleckte Sozialismus Rosa Luxemburgs. Und doch zweifle ich nicht daran, daß Rosa Luxemburg heute, würde sie noch leben, im Zentralkomitee eben jener Partei arbeiten würde, die die Biermanns so geringschätzen. Zitate, erst recht historische, sollten mit mehr Verantwortungsbewußtsein vorgetragen werden. Wenn Biermann sich auf Luxemburg, Havemann in seinem Spiegelaufsatz auf Marchais berufen, ohne den historischen Kontext zu berücksichtigen, treiben sie Schindluder. Nur wer blind ist gegenüber entwicklungsgeschichtlichen und regionalen Besonderheiten, kann an einem Freiheitsbegriff festhalten, der -so wertvoll er auch sein mag – die Selbstauslieferung bedeutet. Kurz: Rosas rote Demokratie, in der DDR verwirklicht, würde sehr schnell im Namen und mit den Methoden unserer westlichen Freiheit und ihrer Hohepriester erwürgt wie Bethlehems Kinder. Und die Biermanns, wir würden trauern und später wieder singen: »Die Macht kommt aus den Mündern nicht ...«

Mit alle dem sollen nicht Fehlentwicklungen entschuldigt, berechtigte Kritik diffamiert werden. Nur muß sich der Kritiker sehr ernsthaft fragen, wem seine Kritik eigentlich nutzt. Und hier wird Biermann vollends unglaubwürdig für mich. Nach seinem Auftrittsverbot in der DDR, sei es nun objektiv notwendig gewesen oder nicht, hätte er seine Gedichte und Lieder nicht im Westen verbreiten lassen dürfen, wäre es ihm wirklich um die sozialistische Zukunft der DDR gegangen. Gewiß:

Schreiben und nicht publizieren dürfen ist grausam und nur schwer erträglich. Die Annahme jedoch, über die westlichen Medien Einfluß zu gewinnen auf eine positive Entwicklung in der DDR, ist schlicht dumm. Ein einziger Blick in den Katalog seiner Plattenfirma CBS hätte Biermann erkennen lassen, daß westliche Publizität nur jenen gewährt wird die brauchbar scheinen zur Stabilisierung des kapitalistischen Systems. Brecht und Eisler, die verehrten Lehrer jedenfalls gehören nicht zu den Begünstigten.

Biermanns Lieder haben auf ihrem Weg durch die westlichen Meinungsfabriken eine neue, andere Qualität bekommen, ohne daß an ihnen auch nur ein Ton, eine Silbe verändert worden wäre. Der Vorgang ist recht kompliziert, doppelt kompliziert in diesem Fall. Wir benutzen Worte (Melodien, Bilder usw.), um Gedanken auszudrücken. Ihr Ausdruck wird jedoch nicht nur bestimmt durch unsere Wortwahl (letztlich: Bewußtsein des Sprechers), sondern auch durch das Rezeptionsvermögen des Empfängers, also dessen Bewußtseinsstand. Konkret bedeutet dies für die erste Phase der Vermittlung (Biermann-Rezeption in der BRD): Losgelöst von den positiven Erfahrungen des sozialistischen Alltags verändert sich eine partielle DDR-Kritik zu einer totalen, die kaum durch Beteuerungen grundsätzlicher Zustimmung gemildert wird. Die detaillierte Kritik (z.B. Bonzenstaat) dominiert auf Grund ihrer Identifizierbarkeit über allgemeine, nicht aus eigenen Erfahrungen konkretisierbare Zustimmungsäußerungen, verdrängt diese im Bewußtsein. Nenne ich z. B. ein Gesicht schön, allein die Nase ein wenig zu groß, wird die Nasengröße als signifikantes Merkmal die Vorstellung des Zuhörers prägen. Berücksichtigt man nun noch den herrschenden Antikommunismus in der BRD als Selektionskriterium der Wahrnehmung, wird die Wandlung einer meinetwegen solidarischen Kritik zum antikommunistischen Pamphlet verständlich. (Biermann bezeichnete die KPD-Schreihälse und ihren Faschismusvorwurf gegenüber der DDR als reaktionär, gefährlich und dumm. Weiß er wirklich nicht, daß er einer ihrer Ziehväter ist?)

Via Westen, so Biermanns Überlegung, sollten seine Lieder die DDR-Bevölkerung erreichen. Daß dieser Weg nicht akzeptabel war für jene, die übereinstimmen mit der Partei, muß ihm selbst klar gewesen sein. Auch wenn sie einzelnen Kritikpunkten hätten zustimmen wollen, mußten sie sich gegen Biermann und dessen Preisgabe ihrer Probleme an den westlichen Medienapparat solidarisieren. Auch Gutwillige werden Kritik nur ertragen, solange sie nicht dem Gegner nutzbar ist. Jene aber, die - vorsichtig ausgedrückt - in mehr oder minder kritischer Distanz zum Regime stehen, konnten sich durch Biermanns Publikationsweise nur in ihren Vorurteilen bestätigt fühlen. Abgesehen davon, daß viele unter ihnen Biermann ebenso verkürzt verstehen wie manche seiner BRD-Anhänger, wurden sie in ihrer irrtümlichen Vorstellung westlicher Meinungsfreiheit bestärkt, zeigten doch ARD und ZDF, was der Fernsehfunk verschwieg. (Daß umgekehrt ARD und ZDF verschweigen, worüber das DDR-Fernsehen berichtet, entgeht häufig der Aufmerksamkeit dieser Leute.)

So hat Biermann die Toleranzgrenze einer verunsicherten DDR-Führung überschritten, weil er es sich - vielleicht auch ein wenig aus Eitelkeit - zu leicht machte. Damit ist nicht die Schäbigkeit seiner Ausbürgerung entschuldbar. Töricht wäre es nur, sich überrascht zu zeigen von diesem Vorgang, saudumm, deswegen am Sozialismus zu zweifeln.

Im Gegenteil. Biermanns Rausschmiß kann positive Auswirkungen haben. Schon zeigt sich, daß einige und nicht die schlechtesten DKP-Genossen ihre blödsinnige Nibelungentreue gegenüber der SED zu überwinden im Begriffe sind. Sie, die bislang alles geschluckt haben, mucken auf und machen so einen ersten, entscheidenden Schritt auf dem mühsamen Weg, die eigene Ohnmacht der BRD zu überwinden. Und Biermann selbst, scheint mir beginnt unsere gesellschaftliche Wirklichkeit hier kennen- und einschätzen zu lernen. Er wird, wenn er wirklich Kommunist ist und sich nicht als Spaßmach linker Sekten vereinnahme läßt, sehr bald merken, wie überflüssig hier und jetzt seine DDR-Kritik ist, und er wird daraus Konsequenzen ziehen

Konkret 01/77, S. 19

Wolf Biermann

Der Jenaer Memfis-fan-club-blues

»Eigentlich hatte ich die feste Absicht«, sagt Wolf Biermann, »den Memfis-fan-club – blues in der Bundesrepublik nicht zu singen.« Denn er provoziert Mißverständnisse. Nachdem das Lied aber, gegen Biermanns ausdrücklichen Wunsch, nach einer privaten Tonband-Aufnahme ungenau und mit Verfälschungen abgeschrieben, im »stern« erschien, entschloß sich Biermann doch, es in seiner Hamburger Veranstaltung vorzutragen. Jedoch nicht ohne ausführliche Einordnung. In seinem »Waschzettel« für dieses Konzert steht neben »Memfis-fan-club-blues« rot und dick unterstrichen: »Stasi gut!« Biermann erklärte seinem Publikum: Ein sozialistischer Staat braucht eine »Stasi«, braucht sie gegen die Reaktion im Innern und gegen die Aggression von außen- er darf sie aber nicht mißbrauchen gegen die eigenen kritischen Genossen.

Wolf Biermann bat KONKRET, den »Memfis – fan-club-blues« in autorisierter Fassung zum ersten Mal zu veröffentlichen.

Der Jenaer Memfis-fan-club-blues

Mann, hab ich 'ne Masse Fans! Allein
In Jena verehrt mich ein ganzer Verein:
Kaum mach ich 'ne Biege im Auto, dann
Lassen die Fans ihre Motoren an.
Sie sparen die Kosten nicht, keine Mühn,
Verkutschen für mich das Superbenzin,
Die Fans fahren »Wartburg« und »Shighuli«
Mit ihren Funkgeräten folgen sie
Mir kinderleicht, dann freun sie sich
Und starrn mir nach, bewundern mich.
Doch niemals haut mich einer an
Um Starfoto oder Autogramm.
Die stille Liebe hat mich gerührt,
Ich hab ihre Autonummern notiert.
Jetzt sing ich den Freunden in Jena zum Gruß -
den Jenaer Memfis-fan-club-blues:

ND 73-66
SX 32-54
NC 42-33
NW 61-10

NN 68-43
ND 25-75
NX 80-67
SX 76-57

NW 25-95
NS 11-29
Und wenn das schon alle warn

dann kannst du dich freun!

Mein Namensvetter, der Manager Bier-
mann, wurde in Jena jetzt Generaldir-
ektor, der mit dem Peitschenknauf
Den kapitalistischen Dauerlauf
Dem fußkranken »VEB Zeiss« beibringt.
Und alles, was krank feiert, hustet und hinkt,
Manch Sesselfurzer im Nylonhemd
Flog auf die Straße. Boß Biermann kämmt
Mit eisernem Kamm die Läuse raus.
Da lachten die Arbeiter- doch nicht lang:
Nun wird ihnen selber angst und bang:
Nun steigen die Normen -- der Lohn bleibt stehn,
Der Reingewinn wuchert in höchste Höhn.
So liefert Boß Biermann auf einen Streich
Das Geld und die Arbeitskräfte zugleich
Für jene Firma, die wachsen muß: -
den Jenaer Memfis-fan-club-blues:

ND 73-66
SX 32-54
NC 42-33
NW 61-10

NN 68-43
ND 25-75
NX 80-67
SX 76-57

NW 25-95
NS 11-29
Und wenn das schon alle warn
dann kannst du dich freun!

So, wie die Namen Schall und Rauch
Sind es die Stasi-Nummern auch.
Die Zeiten wechseln, eins nur nicht:
Diese Gesichter ohne Gesicht::
Verkrachter Lehrer. Ex-Student.
Assi mit zwei linke Händ.
Der Dreher, der nicht gerne dreht.
Der Kraftprotz, dem der Schwanz nicht steht.

Der Knacki, der sich bewähren muß.
Die Hippe ohne Fachabschluß.
Der Künstler, der sich Nacht und Tag
Quält, weil ihn keine Muse mag.
Das arme Schwein, das sich im Knast
Erpressen ließ. Die Frau, die fast
Nach drüben kam mit Paß und Schmus
- sie sind mein Memfis-fan-Club-blues.

Anmerkungen:
Memfis: DDR-Knastjargon für MfS (Ministerium für Staatssicherheit)
Assi: DDR-Jargon für sogenannte Asoziale

Konkret 01/77, S. 20

Argan, Peter Kammerer

»Wen wir statt Gräber Erdöl fänden«

Das «heilige Rom« hat einen roten Bürgermeister, den von der kommunistischen Partei nominierten Kunsthistoriker Argan. Fier KONKRET befragte Peter Kammerer den Professor nach der (Un)Regierbarkeit der Städte.

Die Kommunistische Partei Italiens ist seit Jahren ein breites Bündnis mit bürgerlichen, in ihren Studien oft dem Marxismus verpflichteten Intellektuellen eingegangen und setzt heute diese Intellektuelle als Experten in der Verwaltung ein, benutzt sie politisch als Brückenschlag zum mittleren und höheren Bürgertum. In diesem Interview kommt die Problematik dieser Bündnispolitik sehr rein zum Ausdruck - ohne daß dies die ursprüngliche Absicht der Gesprächspartner gewesen wäre. Der Hauptfeind der Stadt, die Budenspekulation, kann von verschiedenen Standpunkten aus gesehen werden. Vom Standpunkt der 600 000 Mieter, die in illegalen Neubauwohnungen wohnen, der 100 000 Obdachlosen und Barackenbewohner, der Bewohner der Vorstädte, die von eingewanderten, unregelmäßig beschäftigten Bauarbeitern mehr besetzt als bewohnt werden, der kleinen Handwerker und Gewerbetreibenden, die aus der Altstadt systematisch ausgesiedelt werden. Oder man kann die Bauspekulation vom Standpunkt eines aufgeklärten, anständigen Bürgertums sehen, das sich über die Erhöhung der

Grundstückspreise, über das Verkehrschaos, über den Vandalismus der Scheinrenovierungen empört und Ordnung in die chaotische Unwirtlichkeit Roms bringen will.

Beide Standpunkte berühren sich und haben Gemeinsamkeiten - das ist die Grundlage des breiten politischen Bündnisses, das die italienischen Kommunisten immer wieder auf allen Ebenen vorschlagen und zu verwirklichen trachten. Doch dieses Bündnis stellt die Frage der Hegemonie (wie die italienischen Kommunisten seit Gramsci sagen). Das heißt: Besteht das strategische Ziel in der Stärkung und vernünftigen Entwicklung eines chaotischen, eben dem Feudalismus entwachsenen Kapitalismus oder ermöglicht gerade die Schwäche und bodenlose Korruption der italienischen Führungsschichten einen nationalen Weg zum Sozialismus, ohne den »Umweg« über einen »aufgeklärten« Kapitalismus? Mit anderen Warten: welche Klasseninteressen geben den Ausschlag, die des Proletariats der römischen Bauwüste und der kleinen Handwerker und deklassierten Mittelschichten oder die der mittleren Beamten und des höheren Bürgertums? Die Frage, auf wen sich die »rote« Verwaltung in ihrem Kampf gegen die Bodenspekulation stützt, entscheidet auch über die Ziele und Methoden dieses Kampfes, oh er geführt wird als Beseitigung der Auswüchse oder als Niedereroberung der Stadt, ;zuck der historischen Altstadt, durch die arbeitenden Menschen.

An deri roten Regionen Mittelitaliens kann sich die kommunistische Partei auf eine von ihr geschaffene, gut eingespielte Verwaltung stützen, die die bürgerlichen Interessen und die der Arbeiter ständig vermittelt und in einer beispielhaften Reformpolitik neue Freiheitsräume ru schaffen strebt. In Neapel ist die Verwaltung so korrupt, daß sich der rote Bürgermeister wie ein Volkstribun direkt an die Massen wenden mußte und damit, zum Entsetzen auch zahlreicher Parteifreunde, das parasitäre Bürgertum direkt dem »Druck der Straße'« arid dem »Pöbel- aussetzt. In Rom, der traditionellen Beamtenstadt, setzt Professor Argan auf das aufgeklärte Bürgertum.

KONKRET: Sie als Kunsthistoriker wurden Bürgermeister der Stadt Rom. Was bedeutet das für Sie?

Argan: Die Stadt Rom hat ein mageres Budget, verwaltet aber einen großen Schatz. Und ich betrachte mich als einen Schatzmeister, der das Kunsterbe Roms zu verwalten hat.

Das heißt nicht, daß wir uns einfach idyllisch den schönen Künsten widmen wollen. Der große Feind der Stadt ist die Bodenspekulation, gegen die wir den Kampf aufgenommen haben.

KONKRET: Wie bekämpft man die Bodenspekulation?

Argan: Es gibt zwei Wege. Der eine besteht in der Verbesserung unserer Gesetzgebung, damit die Priorität öffentlicher gegen private Interessen durchgesetzt werden kann. Wir kämpfen im Parlament dafür, daß z. B. die großen Kulturgüter (ich meine nicht nur einzelne Kunstwerke) wohl in privatem Besitz, aber nicht in privatem Eigentum sein dürfen. Der zweite Weg besteht in der rigorosen Anwendung der Gesetze, die wir haben, auch wenn sie veraltet sind. Die Bodenspekulation gedeiht nämlich im wesentlichen außerhalb des Gesetzes.

KONKRET: Ein Beispiel?

Argan: Wir haben in den letzten Wochen viele Bauarbeiten blockiert, die auf dem Papier als Renovierungen ausgegeben worden waren, in Wirklichkeit aber alte Baukörper total verändern sollen. Wo bisher Laschheit herrschte, werden wir rigoros sein. Denn nur so können wir den kulturellen Niedergang Roms aufhalten. Ich meine jetzt nicht Kultur im akademischen Sinne. Als Phänomene der Un-Kultur betrachte ich den Schmutz das Verkehrschaos Usw. Warum ist die Übertretung von Bauvorschriften Un-Kultur, ja sogar Anti-Kultur? Weil bei der planlosen Nutzung des städtischen Bodens die Einrichtungen zu kurz kommen, die für das kulturelle Niveau dieser Gesellschaft ausschlaggebend sind. Die Spekulation macht unsere Städte zu Infektionsherden der Kriminalität, der Drogen-Sucht usw. Meine Absicht, meine Utopie besteht in der Verwandlung Roms von einem kosmopolitischen, buntscheckigen Platz nicht immer sauberer Geschäfte in eine Stadt von internationalem Rang. Rom ist eine Beamtenstadt, und wir wollen, daß diese Tradition nicht durch ein chaotisches Wachstum, das nur soziale Unruhe erzeugt, gestört wird. Von drei Millionen Einwohnern wohnen 800 000 heute in Häusern, die illegal gebaut wurden oder nicht den Bauvorschriften entsprechen.

KONKRET: Was Sie sagen klingt so vernünftig, daß eigentlich alle politischen Kräfte mit Ihrer Linie einverstanden sein müßten. Ich wundere mich, daß man einen Kommunisten braucht, damit das gesagt wird.

Argan: Sie haben vollkommen recht. Wenn Sie nach Amsterdam gehen, werden Sie sehen, daß der städtische Boden im kommunalen Besitz ist. Amsterdam ist nicht kommunistisch. London ist ebenfalls keine kommunistische Stadt und trotzdem kann nicht jeder Bürger mit dem Boden machen, was er will. Wenn Sie mich nach meiner wissenschaftlichen Auffassung von Geschichte fragen (Sie bezeichneten mich eben als Kommunisten, Sie wissen, ich bin nicht Mitglied der Partei), so sage ich Ihnen, daß diese sich von idealistischen Positionen Hegel'scher Prägung zu marxistischen Positionen entwickelt hat. Aber wie dem auch sei, ich versichere Ihnen, daß die einzige Partei, die meinte, ein Kunsthistoriker und Experte für Stadtgeschichte könne Bürgermeister werden, die kommunistische Partei war.

KONKRET: Heißt das, daß die PCI die bürgerlichen Ideale verteidigt, die das Bürgertum fallen gelassen hat?

Argan: Nein, da gehen Sie zu weit. Die PCI wie auch ich persönlich wissen genau, daß wir hier in einer kapitalistischen Welt leben. Der Marxist kämpft in dieser Welt mit demokratischen Mitteln. Wir glauben, daß es besser ist einen fortgeschrittenen Kapitalismus zu haben, als einen unterentwickelten Kapitalismus. Und wir in Italien haben einen unterentwickelten Kapitalismus. Zu einem gewissen Zeitpunkt ist unser Kampf der gleiche wie der einer Sozialdemokratie. Zweifelsohne wird der Kampf um Fortschritt in einem Land, das eben dem Feudalismus entwachsen ist, eher von den Kommunisten als von der Sozialdemokratie geführt.

KONKRET: Die »roten« Verwaltungen des Nordens stützen sich auf einen gut geführten Apparat. Die »rote« Stadtverwaltung von Neapel, der Bürgermeister Valenzi, verfügte nicht über einen solchen Apparat und wandte sich daher wie ein Volkstribun direkt an das Volk. Auf welche Kräfte stützt sich der Bürgermeister Argan?

Argan: Ich kann und will nicht den Volkstribun spielen. Ich habe weder eine Vergangenheit als Politiker noch will ich eine große Zukunft haben. Ich befinde mich in der Lage eines Wissenschaftlers, der sein ganzes Leben lang den Krebs studiert hat und jetzt die Mittel erhält, seine Theorie anzuwenden. Das große Problem aller Metropolen der Welt und aller Großstädte Italiens, seien sie kommunistisch oder nicht, ist die Verschuldung. Wollen Sie wissen, was die Stadt Rom an Zinsen zahlen muß? Mehr als eine Milliarde Lire pro Tag. Das übersteigt bei weitem unsere Einkünfte. Und so wächst der Schuldenberg immer mehr. Im alten Griechenland gab es dafür ein eigenes Wort, für die Zinsen der Zinsen der Zinsen...

KONKRET: Wie wollen Sie da rauskommen?

Argan: Lieber Freund, wenn ich das wüßte, wäre ich ein glücklicher Mann. Ich sage oft im Scherz: Wenn unsere Archäologen statt antiker Gräber Erdöl finden würden, kämen wir da raus. Der Staat muß helfen. Sie sagen mir, der Staat ist auch bankrott. Sie haben recht. Aber das müssen Sie der Regierung Andreotti sagen, nicht mir. Wir haben die Zahl der Sekretärinnen verringert und auch die Verwaltungskosten eingeschränkt. Wir kontrollieren unseren Wagenpark schärfer und reorganisieren den großen städtischen Immobilienbesitz. Doch solche Maßnahmen fallen gegenüber der Verschuldung kaum ins Gewicht. Ich denke nicht daran, aus Rom eine kommunistische Stadt zu machen. Aber ich bin davon überzeugt, daß nur die linken Kräfte, das sind nicht allein, aber vor allem die Kommunisten, heute die Städte retten können. Das sage

ich nicht nur als Bürgermeister, sondern auch als Historiker.

Konkret 01/77, S. 22

Peggy Parnass

Der Fall Honka

Ein »Frauenmörder«, ein »Untier« steht vor Gericht. Wie kam er dort hin?

Honka kommt rein. Verblüffung. Weil - er klein ist. Weil er schmächtig ist. Weil er adrett ist. Weil er erheblich dezenter aussieht als viele von uns Voyeuren. Nicht weil ein Mann, bei dem man Leichen findet, nicht klein, schmal, adrett und dezent aussehen kann. Das hatten wir doch schon. Sondern weil Honka, seit seiner Festnahme am 17. Juli 1975, bis man ihn jetzt selbst in Augenschein nehmen konnte, von einer achtklassigen Presse ständig wie eine Mischung aus Glöckner von Notre Dame und Frankenstein beschrieben wurde.

Ob er weiß, daß sich jetzt eine Elite seiner annimmt? Die Richter Hadenfeldt, Dr. Horst Kotte und Rabe, die Staatsanwälte Zöllner und Ehlers. Die Gutachter Prof. Dr. Krause (Sexualpsychiater), der später wegen Befangenheit abgelehnt wurde, und Frau Prof. Müller-Luckmann (langjährige Präsidentin der deutschen Gesellschaft für Sexualforschung). Und Superstar Rolf Bossi, »Spezialist für Geschnetzeltes von Menschen«, als Verteidiger.

Fritz Honka, 1935 in Leipzig geboren, 1,68 m groß, hat einen Lebenslauf. Vater Stadtheizer, Kommunist, KZ, tot 1946. Mutter tot 1956 oder 66 oder 64. Fiete weiß das nicht so genau. Elf Geschwister. »Von meinem Vater hab ich nur in Erinnerung, wie ich sechs war und er mich im Jähzorn totschlagen wollte. Er hat mich gegen die Decke und an die Wand geschleudert. 1943--1945 war ich dann ins Jugend-KZ verschleppt. Regelrecht eingeschlossen. Alleine. Mit 8 ½ Jahren. Die haben mir den Hintern entblößt und öffentlich ausgepeitscht. Da sind die Eiterblasen aufgeplatzt.« Nach 45 kamen er und alle seine Geschwister ins Heim, weil die Mutter es nicht schaffte.

»Ich war sehr klein und unterentwickelt. Damals. Und sollte trotzdem 'ne Maurerlehre machen.«

Der 14jährige Junge kriegt Zementkrätze, einen widerlichen Hautausschlag. Und er haßt die Lehre so sehr, daß er versucht, sich im Geräteschuppen zu erhängen. »Der Polier hat mich abgeschnitten und geohrfeigt.«

Nun wird ei an Bauern verdingt. »Da gab's immer nur Schläge. Ich bin getürmt. Zur Polizei sagten die ‚Der lücht`. Da hab ich die Flecke an Armen und Rücken gezeigt. Ich bin immer wieder getürmt. Auf'm alten Fahrrad. Da hat mich einer von hinten mit dem Auto angefahren. Ich glaube, der Bauer. Aus Rache. Ich war mehrere Tage bewußtlos mit Schädelbasisbruch und Schnittwunden und Brüche.«

Honka weint. Die Hände unterm Tisch versteckt. Den nackten Hals über dem weißen Hemd wie für den Henker freigemacht. Blick auf die gelben Schuhe.

»Die andern, die meideten mich. Ich sah ziemlich entstellt aus. Zähne raus und humpelte. Danach war ich ein gutes Jahr bei anderen Bauern. Da wurde ich das erste Mal menschlich behandelt. Die hatten keine Kinder und nichts. Gut und lieb. Dann fing das auch mit Schläge an. Sogar mit der Mistgabel. Ich hab hin und wieder das Bett naßgemacht.«

»Ich war auch zwischendurch ein Jahr im Krankenhaus wegen Gelenkrheuma und Magen undsoweiter. Danach waren al le meine Sachen weg. Einmal, als ich weglief, mit nur zehn Mark, wurde mir das Geld im Obdachlosenasyl geklaut von einem Mann und zwei Frauen, die mich betrunken machten und sexuell mißbrauchten. Da hab ich mich wieder aus dem Staub gemacht.«

1956 kam er zur jüngsten Schwester nach Hamburg. Nun begannen Honkas Arbeiten im Hafen. Auch eine Liebe fand statt. Ein Kind wurde ihm untergeschoben. »Sie hat mich betrogen. Aber ich mußte dafür aufkommen.«

Bei einem Überfall wurde ihm von zwei Rockern die Nase zerschlagen. ‚Da konnte ich keinen Kontakt finden. So entstellt. Man merkte ja, daß keiner einen wollte.« Honka heiratete eine Frau mit vier Kindern. »Wenn ich ehrlich sein soll, waren die alle von verschiedenen Männern. 1958 kam dann mein Jung. Das war eine Aufgabe für mich, der ein Leben lang getreten war, ein *Sinn.* Wir haben gestritten, sie war ziemlich alkoholgewöhnt. Seit 58 bin ich dann dem Alkohol verfallen. Obwohl ich das nicht abkonnte.«

»1963 kam die Scheidung. Und meine Frau kriegte noch'n Kind mit 'nem andern. Weil der selbst vier Kinder hatte, heiratete sie mich wieder. Ich kam alleine auch nicht zurecht.«

Honkas Bruder: »Aufn Strich ging sie nicht unbedingt. Aber in Kneipen. Die hat nichts gemacht. Die Kinder nicht, kein Essen, nichts. ‚Fritz, wie hälst Du das aus mit so einer Frau?` fragte ich. ‚Nicht so schlimm, bieg ich mir zurecht`, sagte er.«

1967 wurden sie zum zweiten Mal geschieden.

Kontakte zu seiner Frau danach: eine Anzeige wegen Lebensmitteldiebstahl im Freihafen. Honka verbittert: »Das hatt' ich doch nur für ihr geklaut. Dann müßte man ja 12000 Hafenarbeiter festnehmen, wenn man so vorgeht. Und dann noch mit Hafenverbot in Aussicht. Und ihre Schulden und Betrügereien haben mich doch arm gemacht!« Und zweitens, vor kurzem, die Serie: »Mein Mann, der Massenmörder.«

Da war er später mit seiner aufblasbaren Gummipuppe besser dran. Mit der er, wie so mancher, onanierte.

Der Vorsitzende taktvoll: »Dies ist eine öffentliche Verhandlung. Wollen Sie darüber sprechen, trotzdem?«

»Warum nicht? Die gibt's im Handel. Kann sich jeder kaufen. Ich war einsam.«

Später wurde Honka nicht mehr gefragt, ob es ihm paßte, auch seine allerintimsten Ober- und Unterleibsgeschichten en detail verbreitet zu wissen.

»Ich konnte von Alkohol gar nicht mehr loskommen. Dann sah das Leben anders aus. St. Pauli war so'ne Sucht. Man braucht ja Menschen. Man muß ja irgendjemand haben. Probleme besprechen. Sorgen. Meistens ging das ja anders aus. Mit Bier ins Gesicht und Flasche überm Kopf.«

Vorsitzender: »Aber es gibt doch auch andere Stadtteile. Ein anderes Milieu.«

Debütantinnenball vielleicht? Sogar die Fünfmarksnutten, die ihn aufwerten sollten, werteten ihn ab.

Honkas Frauen hatten alle den gleichen Spruch drauf: »Gibste ein aus?« Und weil Honka nicht nur *einen* ausgab und weil er feste Arbeit hatte, Uniform und Mütze trug und weil er auch eine kleine Dachwohnung in Altona besaß - sein erstes Zuhause, auf das er stolz war -, hatte er so seine Chancen, im »Goldenen Handschuh«. Chancen wie diese:

1. »Sie war ja reichlich verdreckt. Ich gab ihr neue Wäsche und so. Ziemlich heruntergekommen. Strumpfhose kaputt, Mantel verdreckt. Als ich nach 'nem Unfall im Hafen sieben Wochen im Krankenhaus lag, hat sie meine letzten 700 Mark mit andern in der Wohnung verjubelt.«

2. »Das waren ja alles Trinkerinnen. Die machte auch nie sauber und lag im Bett rum, wenn ich von der Arbeit kam. Da kam es zu Ausschweifungen, Schläge. Die hat mir auch immer wieder beklaut wie die andern. Und gesagt, Gib mir Geld, ich bin ‚ne Nutte`, obwohl sie bei mir wohnte. Ich gab ihr Geld und dachte, sie wollte abhauen. Bei Nacht und Nebel. Dann fing sie aber das Gegenteil an. Sie blieb da.«

3. »Die lag nur da wie'n Brett. Sie war ziemlich klein. Bis zu meinem Hals kann man sagen. Ich hab sie ja nicht abgemessen.«

4. »Die hat auf gleiche Weise gegröhlt wie die andern. ‚Du Schwein! Du Sau! Du Penner, Scheißer, Hurenbock und ficken kannst du auch nicht'.«

6. »Ich versuchte ja immer, die Frauen zu zwingen, sich zu waschen. Aber diese hat sogar ins Bett gepißt, geschissen und gekotzt. Und sich darin rumgewälzt. Und dann noch dauernd verlangt, daß ich ihr lecken soll.«

7. »Ich wollt ficken, sie wollt blasen.«

Dies alles im vollbesetzten Saal. Ganz trocken. Der Knastwärter schüttelt ungläubig grinsend den Kopf. Der so asketisch wirkende Richter Hadenfeldt verzieht keine Miene. Prof. Krause weist daraufhin, daß wir unter »zivilisierten« Menschen den Ausdruck Cunnulingus benutzen. Angewidert: »Aber hier ist das wohl anders.« »Da hat sie sich so in meinen Schwengel festgebissen, direkt hinterm Niddel und erst losgelassen als ich ihr ein Handtuch um den Hals zog.«

8. »Da lachte sie und sagte, ‚so, nun hast du 'ne Syph. Das ist ja dann möglich, daß ich da zurückgeschlagen hab.«

Seine Frauen hießen alle Mausi, Schnucki. Namen wußte er meistens nicht. Es waren Greisinnen, nicht aufgrund ihrer Jahre, sondern aufgrund ihrer totalen Verwahrlosung. Arme Luder, wie Honka auch. Er gab, immer. Strumpfhosen, Kleider. »Was man im Leben so braucht. Wollte ja ein neues Leben aufbauen.«

Aber immer wieder im Suff Beschimpfungen, Randalieren, Tritt in die Hoden. Nur Variationen auf ein Thema.

Alle Damen brannten durch. Mit Geld, Schnaps und Männern. Bis auf die vier, die nicht mehr wegkonnten. Warum nur die? Warum nicht zwanzig, dreißig, vierzig? Er hätte doch Zeit und Anlaß für mehr gehabt.

Es mußte für Honka, der sich so sehr nach einem bürgerlichen, sauberen Zuhause sehnte, besonders übel gewesen sein, daß in seiner kleinen Wohnung nach einiger Zeit nicht mehr zu unterscheiden war, was schlimmer stank: die gelegentlich anwesenden lebenden Frauen oder die in den Abseiten lagernden toten.

»Da muß ich wohl die Sachen, die ich ihr abgeschnibbelt hab, weggebracht haben.« Was für Sachen waren das denn so, die er mit seiner großen Brotsäge abtrennte? Arme, Beine, Füße, Kopf, Zungenspitze, Möse, Schamlippen, Brüste, Ohren, Klitoris. Die großen Teile, um das Transportproblem zu lösen, den Kleinkram wohl aus Haß und Verzweiflung. »Die Frauen hatten meine Gutmütigkeit ausgenutzt und alles schmutzig gemacht.«

Ein Kollege flüstert mir zu: »Hab' die KZ-Protokolle von Mitcherlich gelesen. ‚Medizin ohne Menschlichkeit`. Dagegen ist das hier harmlos.«

Honka: »Erinnern kann ich das nicht. Man hat mir Einzelheiten ins Gesicht reingeredet. So muß ich das ja folgern.« Auch auf erschlagen, erstechen, erwürgen, erdrosseln sagt er: »Es könnte so sein, aber auch anders.«

Krause: »Sie haben keine Syphilis. Glauben Sie uns das?«

»Nein, glaub ich *nicht.* Hab ja die Schmerzen an den Eiern noch.«

Ich halte es mal wieder nicht aus, einen Angeklagten isoliert zu sehen. Angeglotzt, ausgelacht, aussätzig. Am Schandpfahl. Wenig unterscheidet uns von den Schaulustigen öffentlicher Hinrichtungen.

Ich setzte mich zu Honka auf die Anklagebank. Schwer, auf die Schnelle das Eis zu brechen. Die Hand, die er mir nur zögernd reicht, ist die eines Riesen.

Erst vier- bis fünfmal: »Wenn man sich doch nur erinnern könnte! Man kann mir den Kopp aufmeißeln. Wie 'ne Nebelwand.« Ich war so sicher, daß er's im Knast besser hat als draußen.

Honka: »Nein, bin ich nicht gewohnt. Ich war ja noch nie drin. Außer im Kinder-KZ.«

»Hast Du denn Freunde im Knast?«

»Nee, das nicht. Nur Bekannte. Da erzählt man sich dies und jenes. Man muß ja sprechen können. Wenn nur die Schreie nicht wären.«

»Welche Schreie?«

»Von die Gefangenen. Neu Eingelieferte. Da sind ja auch Süchtige da.«

»Bist Du nicht auch süchtig?«

» Ja, da ist ja nichts. Früher schon. Da hab ich jeden Tag 'ne Flasche Korn getrunken. Nachts auf der Arbeit nie. Aber am Wochenende vier bis fünf. Das brauch ich jetzt nicht mehr. Nur einer im Knast nagelt mich. Macht Krach an der Zellendecke. Tag und Nacht. Die müssen mir verlegen, sonst versteh ich hier doch nichts.«

»Herr Bossi hilft Dir sicher. Wie geht es Dir jetzt ohne Frauen?«

»Das ist nicht einfach. Da kommen oft Träume.«

»Wonach hast Du Sehnsucht?«

»Ja, bald raus hoffentlich. Nach 'ne Familie zu gründen, die zu einem hält. Ein, zwei Kinder, wenn das noch geht. Ne Frau wo man Vertrauen zu hat. Hübsch sein muß sie nicht. Kamerad müßte sie sein. Das wird jetzt ja schwerer werden zu finden.«

»Warum?«

»Ja, weil die Zeitungen - ist ja teils so furchtbar entstellt. Menschen in'n Dreck treten ist schnell getan.«

»Und was fühlst Du jetzt? Hier im Gerichtssaal? Wo alle zuhören?«

»Die Leute stören mich nicht. Guck ich gar nicht hin.«

Zeugen sagen aus, z. B. ein Kollege. »Direkt bemuttert haben wir ihn nicht. Aber ich sag zu meiner Frau, Bratwürste, immer nur Bratwürste. Kann man gar nicht mit ansehn. Da gab sie mir auch für ihn was zu essen mit.«

Die Zeugin Anni Wachtmeister, 54, Prototyp einer Honka-Frau, erzählt auch von Würsten, die ihr zuviel wurden. Aber nicht auf dem Teller, sondern im Unterleib. Da wo der Holzknüppel und die Banane auch reingerammt wurden: »Dabei hat er mir festgebunden auf'm Sessel. Wenn er besoffen war, war er wie son Tier. Da hat er mir fürchterlich gehauen. Meistens, immer, selten'. Und‚Es geht eine Träne auf Reisen' hat er immer gespielt, wenn der mir eingeschlossen hat«, heult sie. Und genau wie Honka bereit war, dem Vorsitzenden seine Wunden und Narben als Beweis für Scharmützel und Unfälle zu zeigen, hob auch sie Gesicht und Kopf als Beweis für Honkas Schläge an: »Sie können meinen Kopf ja anfassen, dann wissen Sie, wovon ich rede. Ich höre schlecht auf dem linken Ohr, entschuldigen Sie bitte.«

Und als sie Frauen auf Fotos identifizieren soll: »Herr Richter, können Sie mir mal Ihre Brille leihen?«

Die Frau rotzt hilflos rum. Die Presseleute lachen. Ich denke, Honka weint, aber er krümmt sich vor Lachen. Ich mag ihn nicht mehr. Bei der Vorstellung von Unappetitlichkeiten und Brutalitäten unter Lebenden.

Ich denke an Honkas »Ich steh nicht auf brutal. Daß ich dabei gemordet haben soll, muß ich hier anzweifeln.«

Dann sagt er zu seiner Ex-Geliebten: »Frau Zeugin, Sie wissen, ich kriege von Ihnen noch 1110 Mark.«

Zu mir dann in der Pause: »Die hat man mir ja vorgesetzt. Ich wollte ja auf die Zeugin verzichten. Bin mit der Frau schon lange fertig. Wieso streitet die bloß ab, daß ich sie gewaschen hab? Kann man doch machen. Ist doch nichts dabei.«

Die Gutachterschlacht war doch nicht so erheblich. Die völlig unterschiedlichen Begutachtungen von Honkas Person führten letztlich doch zum gleichen Resultat: § 21, der seit fast zwei Jahren den § 51,1 ersetzt - erhebliche Minderung der Handlungssteuerfähigkeit.

Prof. Krause: »Die Unterbringung in einem psychiatrischen Krankenhaus ist zumindest erforderlich; eine erfolgversprechende Behandlung dort jedoch nicht zu erwarten.«

Wenn schon ein Leben lang, sollte man ihm lieber den Hamburger Knast wünschen als ein Irrenhaus.

Konkret 01/77, S. 25

Magazin

Wie die Bundesrepublik die südafrikanischen Rassisten unterstützt

Antiarpartheid-Bewegung belegt UNO-Vorwürfe:

Zweimal wurde die Bundesrepublik während der gegenwärtigen UNO-Vollversammlung der Kollaboration mit dem südafrikanischen Rassistenregime verurteilt. Die Bundesregierung wies die Vorwürfe, besonders den der Waffenlieferungen, scharf zurück. Die Fakten, die daraufhin die Anti-Apartheid-Bewegung in Bonn veröffentlichte, hat sie jedoch nicht dementiert. KONKRET dokumentiert sie:

1. Die staatlich kontrollierte »Steag«, Essen hat die Lizenz des für sie weltweit patentrechtlich geschützten Trenndüsenverfahrens zur militärisch konzipierten Urananreicherung in Südafrika der Regierung in Pretoria erteilt und vertraglich vom 1.4. 1973 bis zum 31.3.1976 an der Konstruktion der Anlage in Valindaba, Südafrika, gearbeitet; unter anderem liefert die MAN dafür die wichtigen Kompressoren. Laut Bundesforschungsminister Matthöfer entsteht bei einer derartigen Lieferung »das Problem der Rüstungshilfe«. (Rheinische Post, 14. 10. 1975).

Das Materialamt der Bundeswehr in St. Augustin versieht die MAN-Lieferungen mit NATO-Kodifizierungsnummern.

2. Im Dezember 1976 sollen von Toulouse, Frankreich vier Großtransportflugzeuge Airbus, und zwar die militärische Version dieses Flugzeuges (Le Monde, 31. 5. 1975), nach Südafrika geliefert werden. Die Bundesrepublik ist zu 45 % an der Produktion des Truppentransporters beteiligt (Frankreich 45 %, Großbritannien, Italien, Niederlande).

3. Zur Zeit werden auf der Werft Bazan in Cartagena, Spanien vier Korvetten (Projekt Taurus) nach Konstruktionsplänen und mit Zulieferungen der Werft Blohm & Voß für Südafrika hergestellt. Auch diese werden von der Bundeswehr mit NATO-Kodifizierungsnummern versehen. Sie werden mit Exocet Raketen ausgerüstet, die unter Zulieferung von Messerschmidt, Bölkow, Blohm, München hergestellt werden. (Forces Armees Francaises, 23. Juli/August 1974)

4. Zur Zeit werden in Haifa in Israel sechs Schnellboote nach Plänen der Werft Gebr. Lürssen in Bremen Vegesack hergestellt und mit Spezialmotoren der MTU, Friedrichshafen für Südafrika ausgerüstet.

5. Zur Zeit wird von der Fa. Rheinstahl der Thyssen Gruppe, Düsseldorf ein Panzer für Südafrika konstruiert.

6. Zur Zeit werden Milan-Panzerabwehrraketen, die zu 50 % von Messerschmidt, Bölkow, Blohm, München hergestellt werden, an Südafrika geliefert.

(Le Monde, 13. 3. 1974)

7. Ende 1975 wurden aus Portugal Minen und Munition an Südafrika geliefert. (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.10.1975) Diese Munition wird in Portugal unter deutscher Beteiligung hergestellt.

8. Die Radarüberwachungsanlage Advokaat in Südafrika wurde hauptsächlich von AEG, Siemens und MAN gebaut (ZDF, Auslandsjournal, 6. 12. 1974, 19.30 h)

9. 1974 wurden 137 schwere Militärlastfahrzeuge von Daimler-Benz, Klöckner und MAN an Pretoria geliefert. (Wehrdienst, 461/74)

10. 1972 wurde ein Vertrag über die Lieferung von BO-105 Militärhubschraubern zwischen Messerschmidt, Bölkow, Blohm und Pretoria geschlossen. (Aviation Week and Space Technology, USA, 13.2. 1972, S. 32)

11. 1970/71 wurden neun Transall Militärtransportflugzeuge an Südafrika geliefert. Sie wurden zu zwei Drittel von den deutschen Firmen Messerschmidt, Bölkow, Blohm und VFW hergestellt. (The Star, Johannesburg, 24. 1. 1970)

12. Der Militärflughafen »Drumpel« bei Grootfontein/Namibia wurde und wird unter Beteiligung von Firmen der Bundesrepublik (u. a. AEG) elektronisch ausgerüstet. Auch hier liefert die Bundeswehr die NATO-Kodifizierung. (Der Spiegel, 28.6.1976 berichtet diese NATO-Kodifizierung)

13. Die südafrikanische Armee ist mit Unimog-Militärfahrzeugen von Daimler-Benz ausgerüstet. (Z. B. ZDF, Heute, 28. 3. 1976 brachte Bilder vom südafrikanischen Rückzug aus Angola in Unimogs)

14. Die Bundesrepublik lieferte an Südafrika eine komplette Anlage zum Bau gepanzerter Fahrzeuge. (Observer Magazine, 1. 4. 1973)

»Wir können so viel«

»Wenn ich könnte, würde ich den Film verbieten!« - wer sagt das? Jörg Barczynski, Pressesprecher des IG-Metall-Vorstands in Frankfurt. Was für'n Film? Doch sicher einer, der Krupp beim Unterschreiben eines Schecks für die Aktion Sorgenkind zeigt. Nein, die Rede ist von vier Fernsehfilmen über die Arbeit der Gewerkschaft auf »unterster Ebene«, eine Dokumentation von Klaus Wildenhahn (Buch und Regie) und Gisela Tuchtenhagen (Kamera) über das VW-Werk Emden. Aussage der Serie: »Wir können so viel« (Titel des zweiten Films) oder auch: Gemeinsam sind wir stark. Mit »Emden geht nach USA« ist die Serie überschrieben, ihr Inhalt ist die Angst der Emdener Arbeiter, daß VW genau dies tun wolle, und ihr Kampf dagegen. Entlassungen und Aufhebungsverträge waren zur Drehzeit im Sommer 75 an der Tagesordnung. Die NDR-Filmemacher beobachteten die Reaktion der Arbeiter auf diese Bedrohung und ihre Überlegungen, wie man sich gegen einen Abbau der Produktion wehren könnte.

Vor einigen Wochen fand eine Pressevorführung statt. Kurz danach: »Der VW-Pressesprecher in Wolfsburg, der Malitz, hat die IG-Metall in Frankfurt angerufen und unter anderem behauptet, der Film sei gewerkschaftsfeindlich«, so Ferdinand Dierks, Leiter des Vertrauensleutekörpers in Emden. Der schon erwähnte Pressesprecher der IGM, Barczynski, wiederum bestreitet das: »Das Gespräch müßte ja bei mir gelandet sein. Ich weiß davon nichts. Was interessiert mich der Herr Malitz:«

Der 2. Bevollmächtigte der IGM Emden, Arnold Saathoff. zu KONKRET: »Ich habe ein Gespräch in diesem Zusammenhang mitgehört, ich kann das bezeugen.«

Daß der Film über die Basis der Frankfurter Gewerkschaftszentrale Sorgen macht, läßt Kollege Barczynskis Reaktion erkennen: »Ich halt den Film für 'ne Lüge. Er geht von der falschen Voraussetzung aus, daß geplant war, Emden zu schließen.« Da hat er recht: Noch ist das Werk nicht dicht, noch fahren die Ostfriesen Tag für Tag bis zu hundert Kilometer, um die Käfer zu bauen, die dann über die Highways kriechen. Wie lange noch?

Doch nicht nur Barczynski rutscht etwas nervös auf seinem Stuhl hin und her, in Emden wackelt einer: Betriebsratsvorsitzender (und Aufsichtrat) Kurt Schmiedel hat mit seinem gewerkschaftlichen Verhalten im Film als Funktionär mies abgeschnitten. Aus Angst, nicht wiedergewählt zu werden, versucht er, die vier Vertrauensleute im Werk abzusägen. Arnold Saathoff: »Er hat dem IGM-Vorstand zum Beispiel einen Brief geschrieben, in dem er mich als linken Chaoten abstempelt.«

Zurück zu der Dokumentarfilmserie: »Wir vermuten«, sagt Dierks, »daß VW alles versuchen wird, den Film zu verhindern. Schließlich hat Malitz auf der Pressevorführung gesagt, daß es Stoff vom Vorstand geben wird.« Und nicht nur VW. Barczynski: »Man muß überlegen, ob wir etwas in dieser Richtung unternehmen.«

Sendetermine (oder etwa nicht?): 25. 12. (20.15 Uhr), 27. 12. (21.45 Uhr), 29. 12. (21.35 Uhr) und z. 1. (22.05 Uhr) in den dritten Programmen von NDR, Radio Bremen, SFB und WDR.

Falscher Kartte

Die Konzentration im Pressewesen (nicht die gedankliche, die geschäftliche) nimmt weiter zu. Soeben hat sich Bertelsmanns Gruner+Jahr mit einem Drittel an »Frau im Spiegel« beteiligt; Springer will, nach seinem Einstieg in das Münchner Verlagshaus Bayerstraße offenbar die »tz« sterben lassen, und Bertelsmann, so ein Branchengerücht, will sich in den Süddeutschen Verlag einkaufen. Sehr bedenklich. Sollte da nicht das Kartellamt eingreifen? Eine Frage, die sorgenvoll auch der Bundesverband der Zeitschriftenverleger auf seiner Bonner Jahrestagung diskutierte, zumal die Berliner Landeskartellbehörde erst im November feststellte:

Die Springer-Gruppe nutzt ihre marktbeherrschende Stellung ... mißbräuchlich aus«. Aber dann spendete einer auf der Verlegertagung trotzig Trost: »Lassen Sie sich von der Behörde nicht zu leicht ins Bockshorn jagen!« Der Satz stammt von Wolfgang Kartte, neuer Präsident des Bundeskartellamts.

Elender Wicht

Zwei Zitate, die auf einer Veranstaltung der .‚Hilfsgemeinschaft für Rudolf Hess« in Wiesbaden gefallen sind:

Auch ich war ein überzeugter Nationalsozialist ... Ich wäre ein elender Wicht, wenn ich nicht für Rudolf Hess eintreten würde ... die Wiege der NSDAP stand nicht in München, sondern in Versailles«, so Rechtsanwalt Dr. Hans Wissebach,

CDU-Bundestagsabgeordneter, ehemaliger Angehöriger der Waffen-SS.

»Wir können die offene Provokation der Alliierten nicht länger hinnehmen ... Hess war bin Botschafter des Friedens ...

Er hatte immer ein offenes Ohr für menschliche Anliegen ... sein weiteres Verbleiben im Gefängnis ist ein Verstoß gegen das Menschenrecht und bedeutet ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit«, so Dr. Ewald Bucher, ehemaliger Bundesminister der Justiz (1962-1963), Kandidat der FDP für das Amt des Bundespräsidenten (1964), ab 1964 stellvertretender Bundesvorsitzender der FDP, 1972 Austritt aus der FDP. Träger des »Eisernen Kreuzes 1. Klasse«.

Journalistische Einfaltspflicht

Das Fernsehen ist das Medium, dem die Bundesbürger das größte Vertrauen schenken. »Als Journalist steht man permanent unter Zeitdruck. Da lassen sich nicht immer alle Meldungen bis ins kleinste Detail recherchieren. In welchen der folgenden Beispielsfälle würden Sie eine Nachricht, die Sie nicht mehr überprüfen können, sofort veröffentlichen?« sind die Redakteure des ZDF in den Abteilungen »Politik« unter anderem gefragt worden. Ergebnis dieser Intern-Umfrage: Fast neunzig Prozent aller politischen Redakteure sind nach eigener Aussage bereit, die journalistische Sorgfaltspflicht in bestimmten Fällen zu vernachlässigen. 86 Prozent der befragten ZDF-Redakteure würden ohne weitere Recherchen den Parteiaustritt eines Politikers verkünden. Ein humorloser Mensch hat uns erzählt, Schorsch Leber sei der CSU-Fraktion beigetreten. Wir haben nachgefragt: stimmt nicht.

Frei ? tod

In seinem Schlafzimmer hat sich Harry Schwerdt (47) erhängt - der Mann, der acht Jahre lang die Regionalnachrichten beim Stuttgarter Fernsehen verlesen hat: außerdem war er Nachrichtensprecher beim Rundfunk«, meldete die »Bild«-Zeitung am 29. Oktober 1976. Über mögliche Hintergründe des Freitods keine Zeile. Die gesamte Stuttgarter Presse ignorierte den Vorfall völlig.

Das macht mich stutzig«, sagt Ulrich Hartter, ein ehemaliger Kollege Schwerdts, der jetzt beim ZDF ist, der Süddeutsche Rundfunk hat auch keine Traueranzeige gebracht, was eigentlich üblich wäre.« Hat der Intendant des Süddeutschen Rundfunks (SDR), Hans Bausch, Angst, daß aus dem Trauerfall Schwerdt ein Politikum wird?

Harry Schwerdt war linker Sozialdemokrat. Und er ist auf Veranstaltungen als Parodist aufgetreten. Daß er das 1972 im Wahlkampf getan hat, kostete ihn seinen Job als Fernsehsprecher. Hartter: »Nach seiner Wählerinitiative für die SPD durfte er sechs Wochen lang beim Fernsehen nichts mehr tun.« Seine Frau Susanne Schwerdt: »Später durfte er überhaupt nicht mehr auf den Bildschirm. Es war nur noch seine Stimme zu hören. Im Januar 73 hat das Fernsehen ihm die Mitarbeit ganz aufgekündigt. Das alles geschah aufgrund seiner politischen Aktivitäten. Das habe ich auch nach seinem Tod gesagt und der Intendant hat mich daraufhin gewarnt. Ich sollte diese Äußerungen bis zu einem bestimmten Termin zurücknehmen. Das habe ich nicht getan.«

Hörfunkredakteurin Reichert: ..Unserem Haus kann man in dieser Angelegenheit nur sehr schwer ans Bein pinkeln. Wenn wir im Wahlkampf natürlich irgendwo mit Namen und Bild erscheinen, sind wir vom Mikrofon weg. Oder vom Bild.« Oder überhaupt.

Ohne Preis kein Fleiß

Als ersten Preis in einem Reklamepreisausschreiben hat ein Textilkaufhaus in Osnabrück eine Lehrstelle ausgesetzt. Die Beteiligung des Publikums am Preisausschreiben wird vom Werbeleiter des Unternehmens als »überdurchschnittlich« bezeichnet.

Genoskes

Die neofaschistische »National-Zeitung« würdigte, aus Anlaß seines 30. Todestages am 30. November, den Sozialdemokraten Gustav Noske: Der Reichswehrminister und seine, wie Ernst Busch singt, »Noske-Hunde«, habe sich »den nachhaltigen Haß der Ultralinken zugezogen, weil er im Bündnis mit Reichswehr und Freicorps nach dem Ersten Weltkrieg die kommunistischen Aufstände mit eiserner Faust niedergeschlagen und sogleich das Menschenmögliche getan hatte, um die an den bedrohten Grenzen des Reiches kämpfenden Freiwilligenverbände zu unterstützen«. Das Nazi-Blatt schreibt weiter: »Von dieser Gesinnung ist in der heutigen SPD nur noch wenig zu verspüren. Was wohl hätte Noske von einer deutschen Regierung gehalten, die einen Verzicht auf Ostdeutschland ausspricht? So nimmt es denn nicht wunder, daß Gustav Noskes Bild aus der ‚offiziellen Ahnengalerie' der SPD entfernt wurde. Sein Andenken hat natürlicherweise in der Partei der Wehner und Brandt keinen Platz mehr.« Das ist nicht ganz richtig. Helmut Schmidt, ein nicht unbedeutendes SPD-Mitglied unserer Tage, hält Gustav Noske auch heute noch für einen der »bedeutendsten Sozialdemokraten«.

Lieblose Gemeinde

Der Bundesleiter der »Katholischen Jungen Gemeinde« (KJG) mußte auf Druck der »Deutschen Bischofskonferenz« sein Amt niederlegen. Begründung: der Jung-Katholikenführer Dieter Filsinger lebte schon vor der kirchlichen Trauung mit seiner Frau zusammen. Die KJG hat 140000 Mitglieder, die erst hinterher dürfen.

Konkret 01/77, S. 27

Lothar Neuse

Methoden Verbot

Mit geliehenem Firmen-Ausweis tat sich Günter Wallraff 1973 ein viertel Jahr lang im Kölner Gerling-Konzern als Bote um, entdeckte Bemerkenswertes und schrieb ein Buch drüber*). Lothar Neuse beschreibt die Folgen.

Die Resonanz auf seine Arbeit war ziemlich unterschiedlich: Ein Jugendvertreter, der Wallraff auf Mißstände im Gerling-Konzern hingewiesen hatte, sprach von einem Knoten, den Wallraffs-Reportage zum Platzen gebracht hätte. Der zuständige Sekretär vom Hauptvorstand der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen entdeckte, daß sich die Mißstände nach den Veröffentlichungen »über Nacht« geändert hätten. Dazu sei eine Gewerkschaft nicht in der Lage. Die dritte Reaktion kam aus dem Lager der Staatsanwaltschaft: Sie erhob Anklage wegen Ausweismißbrauchs und Urkundenfälschung.

In erster Instanz wurde Wallraff zu einer Geldstrafe von 560 Mark verurteilt. In der Berufungsverhandlung holte er sich jetzt prominenten Beistand. Heinrich Böll als Sachverständiger vor Gericht: »Günter Wallraff hat eine Kontroll- und Anwaltsfunktion übernommen. Auch ich bin als Schriftsteller manchmal gezwungen, mit unkonventionellen Mitteln zu arbeiten. In einem Fall mußte ich beispielsweise einen Bundeswehrsoldaten bestechen, um ein Milieudetail zu bekommen. Als Schriftsteller wie Wallraff muß man in Kauf nehmen, Gesetzesübertretungen zu machen, um ein Kunstwerk zu schaffen. Wenn man seine Methoden kriminalisiert, beraubt man die deutsche Literatur einer Möglichkeit, die Erfüllung von Gesetzen innerhalb der Betriebe zu kontrollieren.«

Folgt man Bölls Appell, so wird es zukünftig arg um die Erfüllung derartiger Gesetze aussehen. Obwohl Staatsanwalt und Richter die Tätigkeit Wallraffs im Grunde begrüßten, werden Wallraffs Methoden nach dem jetzigen Urteil weiterhin als kriminell gelten. Laut Gerichtsbeschluß hat er objektiv eine Täuschung begangen und Urkunden gefälscht. Dennoch Freispruch: ihm fehlte, so das Gericht, die Einsicht, Unrecht zu tun.

Wallraffs anschließender Kommentar: »Der Prozeßausgang war ein Teilerfolg. Ich bin von dem Makel befreit, vorbestraft zu sein. Ich werde mir neue Methoden überlegen müssen, mit diesen formalen Gesetzen nicht mehr in Konflikt zu geraten. Vielleicht lasse ich mich das nächste Mal von jemanden adoptieren.«

---

*) Günter Wallraff/Bernt Engelmann: Ihr da oben- Wir da unten (Kiepenheuer & Witsch).

Konkret 01/77, S. 28

Clodomiro Almeyda

Die Unzufriedenheit in den Streitkräften wächst

Wo vor 30 Jahren Göring, Himmler und andere Nazi-Verbrecher verurteilt wurden, fand Ende November ein internationales Tribunal gegen Pinochet, die CIA und ihre Helfershelfer statt: »Nürnberger Verhandlungen gegen die Verbrecher der Militärjunta in Chile«. Diese Verbrechen wurden von prominenten Zeugen belegt: von Hortensia Bussi Allende, der Witwe des ermordeten chilenischen Präsidenten, vom ehemaligen Justizminister Sergio Insunzas, vom ehemaligen Luftwaffengeneral Sergio Pobletes und von Armando Uribes, dem Botschafter der Unidad-Popular-Regierung in Peking, der nach dem Putsch von den Maoisten des Landes verwiesen wurde. Ebenfalls nach Nürnberg gekommen war Clodomiro Almeyda, der sozialistische Außenminister Allendes, der heute als Exekutiv-Sekretär der Unidad Popular den internationalen Widerstand gegen die Junta koordiniert. KONKRET-Mitarbeiter Joachim Minnemann fragte ihn nach seinem Eindruck von der Chile-Solidaritätsbewegung in der Bundesrepublik:

Almeyda: Ich bin mir bei den Nürnberger Verhandlungen und bei meinen Besuchen in den verschiedenen Städten der BRD, auch durch die Einladung der SPD, bewußt geworden, daß hier in der BRD die fortschrittlichen Kräfte eine starke Solidaritätsbewegung aufgebaut haben. Dafür möchte ich ihnen danken. Wir hoffen, daß die demokratischen Kräfte in der BRD sich jetzt verstärkt dafür einsetzen, daß die Bundesregierung in der Frage der »Verschwundenen« direkt bei derJunta interveniert und ganz konkret nach den Aufenthaltsorten fragt; das kann zur Folge haben, daß die Junta entweder die Ermordung der chilenischen Patrioten zugibt, oder aber den Ort nennt, an dem sie sich in Haft befinden. Beides wird zur Demaskierung der Junta beitragen.

KONKRET: 98 Staaten, mehr als je zuvor, haben in der UNO vor kurzem die Junta scharf verurteilt und zu einem umfassenden Boykott der Diktatur aufgerufen. Die Bundesrepublik enthielt sich der Stimme.

Almeyda: Ich hoffe, daß die Bundesregierung ihre für uns sehr schmerzliche Entscheidung, die sie in der Menschenrechtskommission der UNO getroffen hat, zur Vollversammlung noch einmal überdenken wird. Bei meinen Gesprächen anläßlich des Landesparteitages in Bremen habe ich mit Genugtuung festgestellt, daß auch in der SPD starke Kräfte eine klare Stellungnahme der Bundesregierung zur Verurteilung der Junta fordert.

KONKRET: Was halten Sie von dem Angebot der Junta, den Generalsekretär der KP Chile, Luis Corvalan, gegen Bukowski und weitere in der Sowjetunion verurteilte Personen auszutauschen?

Almeyda: Wir sind empört über diese offensichtliche Farce, die nichts anderes bezwecken soll, als von dem dringenden Problem der noch immer 5000 inhaftierten und inzwischen über 3000 »Verschwundenen« chilenischen Demokraten abzulenken.

KONKRET; Sie haben von der zunehmenden Annäherung der Christdemokraten an die Unidad Popular gesprochen. Wie verhält es sich mit dem Militär gibt es Anzeichen dafür, daß es zu Auseinandersetzungen innerhalb des Militärs im Hinblick auf die Politik Pinochets gekommen ist?

Almeyda: In der Tat hat es das bereits gegeben: Zum Beispiel Ende 1975. als eine erhebliche Gruppe von Militärs von Pinochet zum Rücktritt gezwungen wurde, die Veränderungen der Junta-Politik befürwortet hatte. Es gibt auch jetzt Anzeichen dafür, daß die Unzufriedenheit in den Streitkräften wächst, daß dort die Dinge ins Rollen gekommen sind. Für Pinochet ist die derzeitige Unruhe unter den Militärs riskant. Er hat innerhalb seines eigenen Machtapparates an Prestige und Einfluß eingebüßt, weil er sich zunehmend außenpolitischen Schwierigkeiten gegenübersieht, etwa in der Frage des Zuganges von Bolivien zum Meer, auch durch die völlig verfehlte Wirtschaftspolitik, die innerhalb des Anden-Paktes zu dem Ausschluß Chiles führte. Es ist durchaus möglich, daß Pinochet selbst auf der Strecke bleibt, was aber noch nicht heißen muß, daß das Militär seine Machtposition aufgibt.

KONKRET: In dem programmatischen Dokument der Auslandsleitungen der UP-Parteien vom September 1976 ist von einem Regierungsprogramm die Rede. Heißt das, daß man mit der Bildung einer Exil-Regierung rechnen kann?

Almeyda: Wir haben nie an die Bildung einer Exil-Regierung gedacht, weil wir nicht der Ansicht sind, daß eine solche Regierung die Lage in Chileselbst erleichtern könnte. Wir werden unser Ziel in Chile erreichen, die Freiheit wiedererringen, mit der Abhängigkeit brechen, die nationale Souveränität zurückgewinnen und - über die Ruinen des

Faschismus hinweg - den Weg zu neuen und höheren Formen des kollektiven Zusammenlebens bahnen.

Konkret 01/77, S. 25

Winfried Thomsen

Radikalauer

Das gegenwärtig erfolgreichste Druckerzeugnis ist der Fragebogen.

In Würdigung der Verdienste des Herausgebers der »Nationalzeitung« soll Bayern nach einem Beschluß der Landesregierung zum Frey-Staat proklamiert werden.

Schlagzeile der »Bild«-Zeitung: »Strauß bricht mit Kohl«. Was ist das nun: das große Kotzen, der Zusammenbruch oder einfach die Gemeinsamkeit der Demokraten?

Sozialliberales Märchen: 1970 Tischlein deck dich, 1973 Esel streck' dich, 1976 Knüppel aus dem Sack.

Freiheitliches Klima: »Kalt heute, nicht?« -»Willste mich aushorchen?«

Sonderangebot in Kunst: 40 Mark für einen Janssen. Und was kostet ein Halber?

Heute, Buchhandlung, 15-16 Uhr: Onanierstunde mit Curd Jürgens.

So oft die Oberlandesrichter auch knobelten: der Adler war immer oben, und unter lag PP Zahl.

»Die Erde wird rot« (KONKRET 10/76) - ja schön. aber wohin bürgern wir dann unsere Kritiker aus?

Die Bundesregierung denkt nicht daran, ihre Verfassungsfeinde auszuweisen. Das geht hier vielmehr- seinen sozialdemokratischen Gang.

Die Polizei kann zwar nicht die Sicherheit der Bevölkerung vor Kernkraftwerken garantieren, wohl aber die Sicherheit der Kernkraftwerke vor der Bevölkerung.

Die. Polizei gibt Gas. Endlich erfahre ich, wofür mein Steuergeld ausgegeben wird. Mir kommen die Tränen.

Konkret 01/77, S. 29

Wolfgang Abendroth

Fünf Jahre Berufsverbot

Zum 28. I., dem Jahrestag eines Verfassungsbruchs

Am 1. Dezember 1946 wurde mit gewaltiger Mehrheit die fortschrittlichste Verfassung eines Landes der damaligen amerikanischen Besatzungszone beschlossen, die des Landes Hessen. Sie war von einem Bündnis von drei politischen Parteien getragen, der KPD, der SPD und der CDU. Als sie verkündet wurde - noch am gleichen Tage - trug sie die Unterschrift aller Minister, auch die eines kommunistischen Ministers. Ihr Artikel 11 stellte fest: »Jedermann hat das Recht, seine Meinung frei und öffentlich zu äußern. Dieses Recht darf auch durch ein Dienstverhältnis nicht beschränkt werden, und niemand darf ein Nachteil widerfahren, wenn er es ausübt.« Diese Bestimmung sollte gemäß Artikel 29 auch für die Beamten gelten.

Diese Verfassung ist noch immer geltendes Recht und in diesen Fragen ist den Absichten seiner Verfasser nach auch das Grundgesetz gefolgt. Gleichsam zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum dieser hessischen Verfassung, zwei Monate später, am 28. Januar 1972, haben der damalige Bundeskanzler und die Ministerpräsidenten der Länder das Gegenteil dessen, was hier deshalb festgelegt war, weil die demokratische Willensbildung der abhängig Arbeitenden geschützt werden sollte, beschlossen.

Von nun an sollte es den Kabinetten und den Behördenleitern überlassen werden, darüber zu befinden, wem man die »Prognose« erteilen könne, daß er- Beamter geworden -die »freiheitlich demokratische Grundordnung des Grundgesetzes« vertreten werde, und notfalls auch, welche politische Partei oder welche Organisation sich in diesem Heiligenschein sonnen dürfe oder ob sie nicht vielmehr »verfassungsfeindlich« sei. Trotz aller formellen »Aufhebung« dieses Beschlusses in manchen Ländern im Geist (oder Ungeist) der berühmten »acht Punkte« der SPD (und dann auch der Bundesregierung), trotz aller »Irrtums«-Bekenntnisse des damaligen Bundeskanzlers Willy Brandt: in Wirklichkeit wird noch immer und in allen Ländern in dessen Geist und nicht in dem der Verfassung verfahren. Auch in jenem Land Hessen, dessen Artikel 11 hier zitiert worden ist.

Es hatte sich in den ersten zwei Jahren nach dem Ministerpräsidentenbeschluß besser verhalten: aber seitdem läßt es sich in der Marxistenhetze von niemand übertreffen und legt es -wie im Falle der Lehrerin Gingold Rechtsmittel ein, wenn einmal (leider nur ausnahmsweise) ein Verwaltungsgericht im Geiste seiner Verfassung entscheidet.

Gewiß, der Ministerpräsidentenbeschluß vor fünf Jahren war nicht der erste Einbruch autoritär-staatlicher Praxis in die politische Freiheit der im öffentlichen Dienst tätigen Arbeitnehmer. Schon 1950 - in der ersten Welle des kalten Krieges hatte der Bundeskanzler Adenauer sich mit solchen Absichten durchsetzen können. Die demokratischen Stürme der Studentenbewegung und der Wiederbelebung klassenkämpferischen Denkens in der Arbeiterklasse infolge der »Rezession« von 1966/67 hatten dann Verfassungsrecht und Demokratie wiederherstellen können.

Wird das nun auch -als Folge der Krise, die jetzt in einer Stagnation ausklingt, abermals gelingen? Es hängt von uns selbst und unseren Aktivitäten ab und von der Solidarität, die uns die internationale demokratische und Arbeiterbewegung durch ihren Druck auf unsere Regierung gewähren werden.

Denn der Schutz unserer Gerichte bleibt weithin (nicht in allen Fällen in der ersten Instanz) aus. Das Bundesverwaltungsgericht und das Bundesverfassungsgericht haben trotz Artikel 17, Abs. 2 der hessischen Verfassung, der die Verwirklichung von Grundrechten an eine individuelle Entscheidung des Landesgerichtshofes, trotz Artikel 18 des Grundgesetzes, der sie an eine individuelle Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts bindet, trotz Artikel 21 des Grundgesetzes, der es nur dem Bundesverfassungsgericht erlaubt, eine politische Partei als verfassungswidrig zu verbieten, aber im übrigen die Parteien ausdrücklich privilegiert, in Verletzung dieser Verfassungsbestimmungen Benachteiligten den Schutz verweigert. Sie haben, um das zu können, den Begriff der zwar nicht verfassungswidrigen, aber »verfassungsfeindlichen« politischen Parteien erfunden, den das Grundgesetz gerade nicht haben wollte, weil es die Freiheit des Parteienwesens garantieren wollte.

Selbstverständlich gilt das alles in der Praxis nur gegen links. Das Bundesarbeitsgericht hat dann vor kurzem noch eine ausdrückliche »Feststellung« hinzugefügt, die bisher von den anderen Bundesgerichten »umschifft« worden war: daß

nämlich die DKP »verfassungsfeindlich« in diesem Sinne sei. Seine »Gründe« zeigen, daß es zwar Vorurteile, die zum Stil unserer »Bildungsschichten« aller Art gehören, aber keine parteigeschichtlichen Kenntnisse besitzt- wie einst die höchsten Gerichte des wilhelminischen und des Weimarer Staates, an dessen Lehrbuchliteratur auch das Bundesverfassungsgericht anknüpft.

Was bleibt, wenn man dieser Bundesrepublik das Geschick von Weimar in seinen späteren Jahren versperren will, daß ihre Verfassungsordnung sich ständig aushöhlt, entdemokratisiert und schließlich zerfällt, ist also der ständige politische Kampf gegen die Berufsverbote und für unsere politische demokratische Verfassung. Er hat nur Aussicht auf Erfolg, wenn darin alle zusammenwirken, die in diesem westdeutschen Staat die Demokratie wollen, gleichgültig, welche politischen Gegensätze sie im übrigen haben.

Der Fall Wolf Biermann (mit seinen bitteren Parallelen in der DDR) droht diese Einheit zu spalten. Das darf nicht sein. Auch derjenige, der diese Zeilen schreibt, hält die Entscheidung der DDR-Regierung für verfehlt und für sie selbst schädigend, ganz abgesehen von seinen alten Sympathien für Havemann und Biermann aus dem antifaschistischen Kampfe. Aber kann er sich weigern, für den einzutreten oder mit dem in der BRD zusammen zu kämpfen, der diese Dinge anders beurteilt? Haben wir jemals dem seine verfassungsmäßigen Rechte bestritten, der in anderen, nichtsozialistischen Staaten irgendwelche Unterdrückungsmaßnahmen gegen irgendwelche Individuen für unvermeidlich hielt? Weshalb soll das also bei dem geschehen, der sie in sozialistischen Staaten billigt, auch wenn sie verfehlt sein sollten?

Darum: Fünf Jahre nach dem Ministerpräsidentenbeschluß gilt es die Solidarität der Arbeiterbewegung und der demokratischen Kräfte zu gewinnen. Es geht nicht nur um diejenigen, die Opfer dieses Beschlusses oder seiner Modifikationen durch die »echte Rechte« geworden sind. Es geht um die Freiheit demokratischer Willensbildung auch in der neuen Phase der Restauration, in der wir heute leben. Wird diese freie demokratische Willensbildung der jungen Generation weiter mit Füßen getreten, dann entsteht eine immer breitere Schicht von Anpassern und gekrümmten Rücken, die in späteren, schwereren Krisen auch die nächsten Stufen der Auflösung der Demokratie willenlos dulden.

Konkret 01/77, S. 30

Burkhard Mauer

Fassbinder, der Oberhäuptling

Die zerknautschte Lederjacke ist sein Markenzeichen geworden: Rainer Werner Fassbinder, Dramatiker, Schauspieler, Theaterregisseur, Filmer, Produzent und Selbstdarsteller, -allein als Autor der produktivste in Deutschland seit Kotzebue. Daß er seine Mitarbeiter austrickst, ausbeutet, terrorisiert, scheint zurr Erfolg dazuzugehören.
Burkhard Mauer, Chefdramaturg an der Berliner Volksbühne, hat den omnipotenten Fassbinder porträtiert.

Damit nichts unklar ist, ich will nicht mit filmseminaristischer Selbstverleugnung die - »immanente« - Interpretation von Fassbinders Innenräumen leisten, oder der Art, wie er Peer Rabens Musik einsetzt. Fassbinders Omnipräsenz als Autor, Darsteller, Produzent, Theaterregisseur, Bearbeiter, Filmregisseur, Cutter, Berater, Organisator, Selbstdarsteller usw. läßt sich so nicht beschreiben. Allein als Autor ist er der schaffensfreudigste in Deutschland seit Kotzebue, vergleichbar mit den großen Spaniern, die hunderte von Stücken für ihre Theaterjahrmärkte schrieben. Im schnellen Zugriff hatte er nie Angst vor Peinlichkeiten, wenn es um Wirkung ging. Die Ergebnisse gaben ihm oft recht; wer hätte sich schon getraut, gleich nachdem Sperrs »Münchner Freiheit« erschien, ein Stück »Bremer Freiheit« zu nennen? Ein paar Jahre später sind die Zusammenhänge verwischt. Man nennt heute nicht mehr Fassbinder und Sperr in einem Atemzug; irgendwann wird Sperr seinen Titel gegen Plagiatsvorwürfe verteidigen müssen.

Wir - das war damals das Bremer Theater, Hübner, Minks - haben früh mit Fassbinder gearbeitet. Er machte damals mit dem Münchner »antiteater« Stücke für kleines Publikum. Die Resonanz einer Stadt, die sich gern mit kultureller Neugier brüstet, war so gering, daß Theaterleute, die wir nach seinen Aufführungen fragten, sagten, sie hätten schon mal was davon gehört, aber nichts gesehen. Ein Regisseur sagte, »ja, das ist direkt bei mir gegenüber, ich glaube aber nicht, daß man da reingehen muß«.

Wir schlugen Fassbinder vor, für unsere große Bühne zu arbeiten. Er kam nach Bremen. Klein, höflich, verbindlich, mit einer zerknautschten Lederjacke. Ein paar Jahre später erklärte er in einem Zeitungsinterview, jetzt brauche er nicht mehr diese Jacke als Markenzeichen. Heute trägt er sie wieder.

Wir einigten uns, er solle eine Neufassung von Goldonis Volksstück »Kaffeehaus« schreiben. Er schrieb gleich ein neues Stück. Nach kurzen Proben mit einem anderen Regisseur boten wir ihm die Inszenierung an. Es wurde Fassbinders beste Theaterinszenierung, die ich kenne, überhaupt eine seiner aufregendsten Arbeiten. Zusammen mit seinem Bühnenbildner Wilfried Minks schaffte er es scheinbar mühelos, sich die ästhetischen Ergebnisse von fast zehn Jahren der Bremer Theaterarbeit- an denen außer Minks besonders Zadek beteiligt war, ein halbes Jahr vorher hatte Stein seinen »Tasso« herausgebracht -anzueignen.

Fassbinder ist stolz auf seine Schnelligkeit. Und sicher hat er recht mit dem Hinweis, Schnelligkeit müsse Gründlichkeit ja nicht ausschließen.

Wir reichten Fassbinders damals noch kleines Manuskriptbündel zum Gerhard-Hauptmann-Preis der Berliner Volksbühne ein. Er bekam den Förderpreis, aber das wurde schon weggewischt von einer Dreiviertelmillionenförderung. Denn parallel zu unserer Inszenierung hatte er seine beiden ersten Filme gedreht, »Liebe ist kälter als der Tod« und »Katzelmacher«, hatte annähernd parallel das Bremer »Kaffeehaus« auch mit seiner Münchner Truppe einstudiert.

Wir haben ihm dann ein eintägiges Festival gemacht. 2 Filme, 2 Stücke. Diskussionen. Nach längerem Überlegen, wie man das nennen könne, schlug Fassbinder vor: »Showdown«. Er hatte richtig taxiert und gewann. Der »Durchbruch«, von dem Kritiker später sprachen, läßt sich exakt terminieren: 1. November 1969, 11 bis 24 Uhr. Beim Showdown zeigte sich - für uns zum erstenmal-, daß Fassbinder seine Leute austrickste. Das ,,antiteater«-Ensemble war nach Bremen gekommen, weil es an eine »antiteater«-Veranstaltung glaubte. Als auf einem Riesentransparent vor dem Haus am Goetheplatz lediglich Fassbinder stand, waren sie saue., und wir glaubten verwirrt, es handele sich um ein Mißverständnis.

Fassbinder schrieb und inszenierte weiter für uns. Damals hatten wir eine Reihe von Lokalstoffen gesammelt, die für die Bühne geeignet schienen. Darunter auch die Geschichte der Gesche Gottfried, jener Bremer Giftmörderin, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine Reihe von Leuten umgebracht hatte, eigentlich ziemlich alle, die sie kannte. Freunde, Kinder. Eltern. Nachbarn, Verwandte. Gläubiger. Liebhaber und Ehemänner. 1831, mitten im Biedermeier, wurde sie zwischen Dom und Rathaus enthauptet. Auf einen Sessel geschnallt, mit einem Richtschwert. Das Mittelalter war plötzlich wieder aufgebrochen. Aufklärung und bürgerliche Mäßigung vergessen. An der Stelle, wo das Volksschauspiel stattfand, gibt es noch heute im Pflaster einen Stein mit einem unauffälligen Kreuz, auf den die Hausfrauen Spucken, wenn sie mit vollen Einkaufstaschen vom Markt kommen.

Die vorhandenen Quellen zeigen, daß Gesche Gottfried eine aufregende Frau gewesen sein muß. Sie war ihrer Umgebung geistig überlegen, hat sie wohl auch verachtet, hatte aber keine Möglichkeit, ihre Fähigkeiten anzuwenden. Sie gab sich nicht einmal Mühe, vom den serienweisen Todesfällen in ihrer- Umgebung abzulenken, wies in neueren Todesanzeigen

jeweils auf vorhergegangene Fälle hin, galt als schöne Frau, was sie nach überlieferten Bildern auch nach damaligen Vorstellungen nicht war, obendrein war sie mit einer Unzahl von Röcken und Leibchen ausgestopft, die selbst die Gefängniswärter erschreckte. Als sie verhaftet wurde, weigerte man sich zunächst, an die kaum übersehbaren Morde zu glauben. Als Gesche überführt war, gestanden hatte, verurteilt war, weinten ihre Wächter. Eine Frau also, die eingesperrt in falsche Verhältnisse keine Gelegenheit hatte, außerordentliche Fähigkeiten zu nutzen. Ihre schriftstellerische Begabung ist durch ausführliche Nachrufe überliefert, die sie ihren Toten in die Zeitung setzen ließ und die sich souverän vom dürren Stil jener Blättchen abheben.

Wie so oft geriet das Projekt dem Rainer Werner Fassbinder zwischen einige andere. Er kam in Zeitnot und zog sich mit geringstem Aufwand aus der Affaire. Da nahm er dann einfach unsere Materialzusammenstellung. Daß er mit den Originalsätzen Figuren ausstattete, ist ja nicht schlimm. Daß er aber Gesche-Texte, die zeigen, wie sehr diese Frau ihrer Umgebung voraus war, Männern in den Mund legte um zu zeigen, wie sehr Männer eine Frau unterdrücken, ist ein recht flüchtiges Verfahren.

Allerdings ging die Rechnung auf, nicht über einen komplizierten Menschen zu schreiben, sondern zu einer gerade diskutierten Frage. Das Stück lief erfolgreich in Bremen, wurde in Paris und London gespielt, an zahlreichen deutschen Theatern, von Fassbinder auch schnell noch fürs Fernsehen gemacht. Es ist auch kein schlechtes Stück, aber es zeigt Fassbinder als begabten, sensiblen Opportunisten.

Manchmal wird behauptet, seine Sensibilität sei hauptsächlich ein Gespür für Märkte. Das stimmt sicher nicht. Er findet seine Märkte, weil er seine Produktionen ständig auf Mini-Märkten herstellt, also Wirkungen kontrollieren kann. Sein Verhältnis zu Mitarbeitern ist in den meisten Füllen nicht das eines Diskussionspartners, sondern das des Stammeshäuptlings. Fassbinder Häuptling und Medizinmann, der Rest »tribe«, »natives«.

Als die Macht des Häuptlings einmal eingeschränkt wurde, beim kurzen Versuch Fassbinders, Direktor des »Theaters am Turm« in Frankfurt zu sein, ging das nachdrücklich schief. Woraus man sieht, daß die oft angegriffene Stellung des Intendanten als des absoluten Herrschers bei weitem nicht die autoritärste ist, die wir im Kulturbetrieb finden können. Auch ein anderer Versuch ging schief. Zadek, dem die Haltung eines alttestamentarisch residierenden Patriarchen nicht fremd ist, holte Fassbinder zum Aufbau seins Bochumer Ensembles. Der Unterhäuptling revoltierte sofort gegen die zugedachte Rolle. Stolz berichtete er in der Aufbauphase, wo es vor allem um Schauspielerengagements ging, wieviele er jetzt habe und wieviel Zadek. Oder wer gerade einen mehr habe. Engagements als Rekrutierung für künftige Kämpfe. Zwangsläufig ging die Sache schief, Fassbinder und Truppe zogen aus.

Manchen Politikern ähnlich benutzt Fassbinder sehr häufig das Wort Angst. Es taucht in seinen Filmtiteln auf, in Regieanweisungen, Beschreibung von Situationen. Fassbinder spricht auch oft von seinen Ängsten. Die lassen sich- er bietet ja Berge von Material zum Nachprüfen - konkretisieren. Es ist nicht Angst, daß einem plötzlich der Boden unter den Füßen wegbricht, sondern die Angst, betrogen zu werden: um Liebe, Geld, Erfolg. So rechtfertigt er seine Zugriffe, die gefährdeten Dinge möglichst nachdrücklich an sich zu bringen und -sollte Teilen unumgänglich sein - wenigstens machtvoll über die Verteilung zu wachen. Ob man diese Haltung, gemessen an dem, was er sagt, Betrug oder tragischen Zwang nennen muß, sollen seine Mitarbeiter beurteilen. Die sind selbst in Fällen krasser Ausbeutung erstaunlich bereit, schnell zu vergessen, zu vergeben, ja, engagiert zu verteidigen, warum es richtig ist, so mit ihnen zu verfahren. Fassbinder kann »im Gegensatz zu den meisten seiner Kollegen eigentlich immer auf ein Team zurückgreifen, auf Leute, die auch dann einen Film mitmachen wollen und können, wenn es kaum oder wenig Geld dafür gibt« (H. G. Pflaum). »Ob man Fassbinders Umgang mit seinen Mitarbeitern als ‚ausbeuterisch` bezeichnet oder nicht: er vermittelt ihnen auf jeden Fall ein Gefühl von Verwertbarkeit, das auch zu einer Erfahrung der Selbstbestätigung führt« (ebenfalls Pflaum).

Das ist das offene, schon zynische Bekenntnis, daß mit dem Appell an fremde Ängste - natürlich fürchten Schauspieler besonders, daß man sie nicht braucht, sie können nicht für sich zuhause arbeiten -etwas zu machen ist. Und Fassbinder, der gern und ständig von seinen Ängsten spricht, jedenfalls in letzter Zeit, gibt auch zu: »Ich finde, daß andere Menschen eher Angst haben.«

Von Bergmann weiß man, daß er häufig seine Hauptdarstellerinnen heiratet, Fassbinder schafft erotische Spannungen durch ein bißchen Terror.

Verquatscht faßt sein Verleiher die augenblickliche Haltung des Meisters zusammen: »Er arbeitet daran, sich definitiv vom ganzen Kulturbetrieb abzuwenden, dies unter Aufrechterhaltung seiner moralischen und filmästhetischen Prinzipien.«

Wohl kaum, denn Fassbinder ist nur sehr weit innerhalb unseres Kulturbetriebs möglich. Seine Moral oder Unmoral läßt vielleicht sogar Rückschlüsse darauf zu: Fassbinder als Thermometer im Arsch der Kultur; wenn sich deren Lage ändert, bricht er ab.

Ein aufschlußreiches Protokoll der Arbeit an den letzten Fassbinder-Filmen, von im mitgestaltet, erschien bei Hanser: H. G. Pflaum / R. W. Fassbinder, Das bißchen Realität, das ich brauche - Wie Filme entstehen.

Konkret 01/77, S. 32

Yaak Karsunke

Einer mach Ernst mit dem Realismus

Der Hamburger Schriftsteller Christian Geissler beschreibt in seinem neuen Roman »Wird Zeit, daß wir leben« die Jahre zwischen 1923 und 1933 konsequent aus der Sicht derer ‚von unten'.

»Wie steht es jedoch mit den Historikern der Arbeiterbewegung? Insgesamt gesehen haben sie die Initiative und die selbstbestimmten Aktionen gewöhnlicher Arbeiter ignoriert. Wo ihnen das nicht möglich war, haben sie sie als irrationale Verwirrung behandelt, als Unfähigkeit, sich auf die Realität des bestehenden Gesellschaftssystems zu beziehen. Sie sind im allgemeinen davon ausgegangen, daß die Bedeutung der Geschichte der Arbeiterbewegung in der Entwicklung der großen, zentralisierten, bürokratischen Arbeiterorganisationen läge.« (Jeremy Brecher: »Streiks und Arbeiterrevolten'`, Fischer Taschenbuch 6605)

Was Brecher hier für die USA konstatiert, gilt auch für die BRD: Die Geschichte der Arbeiterklasse wird auf die Geschichte ihrer Organisationen reduziert. Den Versuch einer Klassen-Geschichtsschreibung hat erstmals Karl Heinz Roth unternommen (»Die ‚andere` Arbeiterbewegung«, 1974 bei Trikont). Hier soll nun von einem Roman die Schreibe sein, der ähnliches versucht, Christian Geissler: »Wird Zeit, daß wir leben«.

Das Buch beginnt mit der Verhaftung eines lokalen Hamburger KPD-Funktionärs durch die Nazis im Frühjahr 1933, blendet dann ein Jahrzehnt zurück und erzählt die Geschichte einer Frau und zweier Männer zwischen 1923 und 1933. Berichtet wird von den zehn Jahren zwischen dem letzten gescheiterten Revolutionsversuch in der Weimarer Republik (Hamburger Aufstand 1923) und der von der deutschen Industrie finanzierten Machtübernahme durch die Nazis, aus deren Gefängnis die drei Hauptfiguren im Verein mit anderen am Ende des Buches den Verhafteten und vier seiner Genossen befreien.

Falsch an dieser Inhaltsangabe ist die Behauptung, das Buch erzähle »die Geschichte einer Frau und zweier Männer«, obwohl die tatsächlich auch erzählt wird -aber als Bestandteil von Klassengeschichte, als biographische Fetzenfragmente in einem Flickenteppich kollektiver Existenz. Ein dem Buch vorangestelltes Personenverzeichnis umfaßt fünfzig Namen, rechnet man die namenlos Agierenden hinzu, kommt man gut auf die dreifache Zahl. Der ästhetische Einwand bietet sich an, weniger wäre hier mehr gewesen: mehr bürgerliche Ästhetik allemal, mit sorgsamer Charakter- und Entwicklungs-Zeichung, mit mehr Spielraum auch, die Hauptfiguren als Helden detailliert aufzubauen.

Geissler macht Ernst mit dem Realismus: seine Leute da in ihren Schrebergärten, Miets- und Polizei-Kasernen haben wenig Zeit und Raum und Leben für sich. da schummelt er ihnen auch der Kunst zuliebe nix zu; sie sind bedrängt, bedrückt, bedroht, äußern sich halblaut und bruchstückhaft, in Sprechbrocken und Gedankenscherben, auch unsortiert - weil das ja Zeit braucht und Übung, bis man klar kommt mit sich. Es sei denn. man bezieht die Linie von der Leitung, sowie Schlosser das macht, der Funktionär, der damit aber auch nicht klar, sondern bloß in den Knast kommt. Rausgeholt wird er dann von denen, deren Spontanität er immer mißtraut hat so wie sie seinen parteifrommen Sprüchen. Immerhin holen sie aber als erste ihn »und vier andere Schlosser« raus - da gewinnt der Roman etwas von der Dialektik zwischen organisierter und spontaner Aktion zurück, die zwischendrin manchmal zu kurz kommt.

Die Leitungsbeschlüsse fallen nämlich in Geisslers Roman immer aus einem abstrakten ZK-Himmel, den man nie zu sehen bekommt und der einem deshalb als mit lauter Blödmännern besetzt erscheint. Tatsächlich waren die leitenden Genossen damals eher leidvoll zwischen SPD und Komintern eingeklemmt - aber das kann man schließlich andern Orts nachlesen. Ich halte Geisslers Entschluß, die Geschichte konsequent aus dem Blickwinkel ‚der da unten« darzustellen, für legitim und richtig, und auf die da unten kommen Leitungsbeschlüsse bis heute runter wie die Hämmer. Geissler hat seinen Stoff ausführlich recherchiert, in sein Buch sind Dutzende von Lebens-, Aktions- und Kampfberichten alter Genossen eingegangen, die sinnlich und anschaulich alle Aspekte eines Lebens schildern, das keins ist und so verzweifelt intensiv eins werden möchte: eins das Sinn hat, Spaß macht und lohnt. Statt dessen umzingelt wird, eingekreist, verhunzt und zerstört; immer nur in Momenten und Ritzen Zeit und Platz findet für sich selbst und die zornige Hoffnung »wird Zeit, daß wir leben«.

Schwierigkeiten habe ich dagegen mit der im Untertitel angesagten Absicht Geisslers, die Geschichte einer Gefangenenbefreiung als die »Geschichte einer exemplarischen Aktion« zu erzählen. Angeregt wurde der Roman durch einen Hinweis auf einen realen Aktionsplan 1933 in Hamburg, dieser Plan ist damals gescheitert. Im Buch glückt er - und bildet den Abschluß des Buches: in der Realität hätte selbst eine geglückte Flucht wenig mehr bedeutet als den Beginn neuen Elends. Die »Zeit, daß wir leben«, nämlich: menschlich, nämlich: nicht länger entrechtet, ausgebeutet, gejagt - diese

Zeit begann auch 1933 nach einer Flucht aus dem Gefängnis mit Sicherheit nicht.

Exemplarisch scheint mir das Bewußtsein, daß man sich gegen die Gewalt der Herrschenden, gegen den Terror der Macht nur mit Gewalt wirksam wehren kann. Die deutsche Bevölkerung von 1933 hatte in ihrer Mehrheit dieses Bewußtsein nicht - daß sie es bis heute nicht hat, ermutigt unsere Rechten bereits wieder zu Lobgesängen auf die chilenische Junta und zu Trauer-Nekrologen auf Franco; während ich das hier schreibe, rechnet ein General der Bundesdeutschen Luftwaffe einen Nazi-Militaristen wie Hans-Ulrich Rudel in aller Öffentlichkeit der Tradition der Bundeswehr zu. Der Rechtsstaat wird - angeblich zu seiner Verteidigung - bis zur Unkenntlichkeit abgebaut, von den Notstandsgesetzen über Radikalen-Erlaß und Verteidiger-Einschränkung bis zu den Zensurparagraphen. Wir haben also sowohl das Personal wie das Instrumentarium für den Herrschaftsterror im eigenen Land. Was wir nicht haben, ist eine Bevölkerungsmehrheit, der bewußt wäre. was ihr da droht.

Wie dieses Bewußtsein herzustellen wäre, weiß keiner von uns, wir bosseln alle verzweifelt dran, verzweifelt bis zur Verstrittenheit. In welche Isolation aufrichtig verzweifelte junge Arbeiter mit exemplarischen Aktionen in diesem Klima geraten können, hat uns einer aufgeschrieben, der's selbst praktiziert hat: »Bommi« Baumann in seinem inzwischen wieder erlaubten Buch »Wie alles anfing«. Die Tatsache, daß mit dem Wort »Massen« soviel Mißbrauch getrieben wird, darf nicht zu Fehlschlüssen verleiten wie Geissler sie formuliert: »Auch die Frage nach den Massen erweist sich als Müll. Sie verschüttet nur die Frage nach dir selbst.« Ich glaube, daß *beide* Fragen gestellt werden müssen.

Konkret 01/77, S. 33

Alfred Andersch

Zwölf Strophen über die Arbeitslosigkeit

1.

es gibt nur
zwei freiheiten

die freiheit
nicht arbeiten
zu brauchen
wenn einer
keine lust hat
zu arbeiten

und die freiheit
arbeiten zu dürfen
wenn einer
arbeiten will

2.

die freiheit des managers
einen zu entlassen
der arbeiten will
gibt es nicht

3.

der die arbeit
von einem anderen
genommen hat
hat nicht das recht
sie ihm wieder
wegzunehmen

4.

allgemein bekannt ist
daß die
welche arbeitgeber heißen

diejenigen sind
die sie nehmen

während die
welche arbeitnehmer heißen
diejenigen sind
die sie geben

5.

arbeitgeber
wenn diejenigen die
eure arbeit genommen haben
euch zu viele gegenstände
produzieren ließen

so
daß sie nicht mehr wissen
wohin damit

waren sie unfähig
arbeit zu planen

müssen also
entlassen werden

6.

das gibt es nämlich
eine geplante
und infolgedessen
funktionierende
volkswirtschaft

in der jeder
der arbeiten will
arbeit findet

7.

wenn es
wie es scheint
nun zu viele

autos
autostraßen
fernsehgeräte
waschmaschinen
fotoapparate
polstersessel
strümpfe
pillen
schnäpse
zigaretten
gibt

so muß die produktion
umgestellt werden auf
wohnungen
die nicht schund sind
kinderspielplätze
gärten
bäder
filme
theater
konzerte
und einrichtungen für sie
intensive
hoch bezahlte
landwirtschaft
wälder
freie natur
reinheit des himmels
des wassers
und der erde
reformen
des schulwesens
der medizin
und der gefängnisse
die anwendung
der psychotherapie
und dies alles
nicht nur für uns
sondern für
die völker
die hungern

ein arbeitsplan
ausreichend für -
gering geschätzt -
zwei jahrhunderte
vollbeschäftigung

8.

arbeitgeber
diejenigen die
eure arbeit nehmen
verhöhnen den gedanken
an geplante arbeit
als utopie

wer soll das bezahlen
fragen sie
diese volkswirtschaftlichen
nichtskönner
mit ihrer spießigen
geldphilosophie

laßt euch von ihnen
nichts vormachen

die finanzierung
gemeinsamer
öffentlicher
profitloser
arbeit
ist überhaupt
kein problem

geld ist kein wert an sich
sondern ein hilfsmittel
seine produktion
kann geplant werden
geld ist ein teil
von arbeit

9.

ich verzichte darauf

darzustellen
wie die arbeitnehmer leben
welche profite sie einstreichen
während ihre arbeitgeber
arbeitslos sind

sonst kommt mir die galle hoch

sogar eure arbeitslosigkeit
arbeitgeber
lassen sie euch selber bezahlen
denn ihre beiträge
zur arbeitslosenversicherung
haben sie in ihre profite
längst einkalkuliert

10.

übrigens ist
die krise
künstlich

inmitten dessen
was sie
rezession
nennen
schütten die manager
dividenden aus
wie noch nie

aber das
nur nebenbei

11.

was eigentlich
ist perverser
als eine kündigung

einer teilt einem
anderen mit
daß er nicht mehr
arbeiten darf

arbeitgeber.
zerreiß
den wisch

bleib an deinem
arbeitsplatz

wirf den
unfähigen der dir
deine arbeit
wegnehmen will
aus der fabrik

sie gehört nämlich
denen die
maschinen
in gang setzen
nicht denen die
sie anhalten

maschinen die
schweigend
in werkshallen
stehen
und menschen die
nicht arbeiten
dürfen

was für ein system

12.

in diesem winter
ein und eine halbe million
allein in westdeutschland
fünfzehn millionen
in den westlichen
industrieländern
ungezählte millionen
kurzarbeiter

zum staunen
ist daran
nur

daß es
noch immer
leute gibt die
ein solches system für
funktionsfähig
halten

ein naturereignis
sagen sie

indessen andere
darüber nachzudenken beginnen
ob es nicht an der zeit wäre
ein paar hundert leute
zu entlassen
welche die macht haben
millionen zu entlassen

jene manager die
ihre unfähigkeit
arbeit zu planen
als ein
naturereignis
verkaufen

Anmerkung

ich bin
vorsichtig

noch behaupte ich nicht
sie hätten die arbeitslosigkeit
geplant

sie planen ja
überhaupt nichts

wahrscheinlich ist ihnen das alles peinlich

wahrscheinlich trauern sie
in ihren
verinnerlichten
häusern am Stadtrand
umgeben von

humanismus und
joseph beuys

wahrscheinlich sind sie nicht
böse

sondern bloß
unfähig

arbeitgeber
bewilligt ihnen
einen ruhigen lebensabend
mit psychotherapeutischer
behandlung ihrer
neurosen

aber richtet euch
unerbittlich
eine neue
produktionsweise
ein

eine fähige

Konkret 01/77, S. 35

Günter Herburger

Ich habe gelesen

In dieser KONKRET-Buchkolumne stellen Autoren ihre jüngste Lektüre vor. In diesem Heft der in München lebende Schriftsteller Günter Herburger

Gerade brandet Kollege **Charles Bukowski** mit einem neuen Sammelbändchen mit dem Titel **»Kaputt in Hollywood«** (Maro Verlag) herein. Ich grause mich, lache aber sofort auch vor Vergnügen, denn Bukowski, aus Andernach stammend, doch gottlob nur noch amerikanisch schreibend (die Übersetzungen von Carl Weissner sind phänomenal, als habe er nachts mitgetrunken und mitgejazzt auf der Maschine), ist ein Nachfahre von Louis Ferdinand Céline, dem vehementesten Haß-Dichter, den ich kenne und der mir genützt hat. Bukowski sagt sarkastisch wahr, was wir nicht auszusprechen wagen. Er sehnt sich nach Utopie, dieser verzweifelte Säufer, hat jedoch noch ständig mit der Zertrümmerung zu tun. Seine Lehre heißt: Die Amerikaner werden es nicht schaffen, daß die ganze westliche Welt wie sie wird. Welch kühne Verheißung!

Daraufhin muß ich **Jean Ziegler** nennen, mit **»Eine Schweiz - über jeden Verdacht erhaben«** (Luchterhand Verlag). Ein Soziologe und zugleich Schweizer Nationalratsmitglied der Sozialistischen Partei (was dort so viel heißt, als habe jener ein blutiges sowjetisches Messer zwischen den Zähnen, obgleich er Krawatten trägt), beschreibt Inhalt und Wirkung der sogenannten Züricher Gnomen, also Bankiers, die den Kolonialismus schöner Geldwirtschaft von innen nach außen tragen und wieder zurück. Wichtig daran ist die Lehre, wie dieses System noch lange funktionieren wird. Denn eines Tages soll, wenn _nicht Wunder geschehen, die Bundesrepublik eine ähnlich rabiat rechtschaffene Kapitalschweiz von Gesamteuropa werden, wohin sie schon längst steuert.

Zuletzt ein Gedichtbuch von **Karl Mickel,** das **»Eisenzeit«** heißt, erschienen im Rotbuch Verlag. Wie der Dramatiker Heiner Müller, den ich verehre, weil man zwischen die Sätze, die seine Bauarbeiter sprechen, keine Messerspitze mehr hineinbekommt, kann Karl Mickel Gedichte machen. Großes Vergnügen - und hoffentlich viele Leser anlockend -, ist für mich die unflätige »Ode nach Horaz 11/13«. Sie handelt von Scheiße, der elementarsten Form, wenn es allgemein stinkt. Und das vorstellbar, in der DDR! Leben dort französische oder gar italienische Genossen? Es heißt unter anderem in diesem Gedicht, tausendfach veröffentlicht und daher auch geehrt: »Der dich bezahlte, / der wußte, daß ich / schallend furze: aufs Heligste, bei dem Beruf! / Ein Leiseschiß, und ich bin gerettet: / Der Erfinder der Schiffs ist der Erfinder des Schiffbruchs. / Damoklesdecken von VEB Volksbau, / niedrigste Kosten, äußerster Nutzeffekt. / Maurer meucheln Maurer, Klempner Soldaten...«

Stark verkürzt, die Brüder dort drüben. Ich meine, sie sind uns ein Stück voraus, vor allem, wenn Marcel Reich-Ranicki in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« verheißt, sie schrieben ein besseres, reineres Deutsch als wir, aus Notdurft. Ich hoffe, daß wir uns darin befleißigen.

Konkret 01/77, S. 35

Günter Wallraff

Buchtips

Zwei Bücher, die bei der Hektik und Kurzatmigkeit der Frankfurter Literatur-Modenschau völlig untergegangen sind:

Erstens: Wer sich in Zukunft über Portugal informieren will, braucht das Buch von **Christiane Gerhards, Malte Rauch** und **Samuel Schirmheck, »Volkserziehung in Portugal: Berichte, Analysen, Dokumente«** (rororo-Taschenbuch). Ganz im Gegensatz zu den meisten Korrespondenten, deren Portugalbild vorherrschend von der Interessenlage und der Gerüchteküche der Lissaboner Luxushotelbars bestimmt ist, sind diese Autoren vor Ort gegangen. Sie versuchen, ein möglichst authentisches Bild zu geben, in dem sie so oft wie möglich die Betroffenen selbst zu Wort kommen lassen: auf Kooperativen, in besetzten Fabriken, bei revolutionären Militärs. So entsteht ein Lehr- und modernes Geschichtsbuch, das undogmatisch, manchmal auch widersprüchlich, die Voraussetzungen, Kämpfe und Errungenschaften der portugiesischen Revolution darstellt. Ein Geschichtsbuch im besten Sinne: Geschichte wird nicht als Glorifizierung und Festschreibung des jeweiligen status quo hochgejubelt oder verteufelt - je nach dem eigenen Standort. Sie wird vielmehr dargestellt als Prozeß, in dem einzelne Personen und Funktionsträger nicht dämonisiert oder aber herabgesetzt werden, sondern mehr oder weniger austauschbare Interessenvertreter der jeweiligen Klassen- und Machtverhältnisse sind.

Zweitens: **Michael Scharangs** neuer Roman **»Der Sohn eines Landarbeiters«** (Luchterhand Verlag) beweist, daß Literatur, die von Arbeitern handelt, spannend und unterhaltend sein kann, und an Realitätsgehalt, Authentizität und auch Sensibilität den Innerlichkeitsrealisten weit überlegen. Scharang knüpft in seiner Geschichte des österreichischen Landarbeitersohns Franz Wurglawez, der in die Stadt geht, um weiter zu kommen, an die verlorengeglaubte Tradition von Döblins »Berlin-Alexanderplatz« an.

Konkret 01/77, S. 36

Ernest Borneman

Feministischer Abort

Wie gefährlich es ist, wenn Feministinnen sich aus der sozialistischen Bewegung herausemanizipieren
Über Marielouise Janssen-Jurreits »Sexismus«

Kein Buch in der Geschichte des Feminismus hat den Verfall der Frauenbewegung deutlicher gemacht als dieses. Denn indem es mit einer Lebensskizze der 1832 geborenen Hedwig Dohm beginnt, macht es den Kontrast zu allem, was auf den folgenden Seiten geschieht, um so schmerzhafter. Hedwig Dohm war eine der bedeutendsten Pioniere auf dem Grenzgebiet zwischen bürgerlich-radikaler und sozialistischer Frauenbewegung. Ihr Buch »Die wissenschaftliche Emanzipation der Frau« (1874) lehnt sich an den wissenschaftlichen Sozialismus an und nimmt vieles im Denken von Bebel und Zetkin vorweg.

Marielouise Janssen-Jurreit dagegen glaubt an nichts mehr, verweigert jede Zusammenarbeit mit radikalen oder sozialistischen Parteien, da sie unwiderruflich von Männern dominiert seien, weist den Begriff der Evolution und damit den des wissenschaftlichen Sozialismus ebenso wie den der wissenschaftlichen Emanzipation zurück und plädiert statt dessen für eine »Gegenkraft, die eine permanente Institution der menschlichen Gesellschaft sein muß, damit der Sexismus dauerhaft bekämpft werden kann.« Diese Gegenkraft sieht sie im Feminismus. Wie der Feminismus aber organisiert werden soll, damit er zu einer effektiven Gegenkraft werden kann, wird wieder einmal verschwiegen. Was er konkret tun soll, um das Patriarchat zu beseitigen, wird nicht erwähnt. Was nach der Beseitigung des Patriarchats an dessen Stelle treten soll, wird nicht durchdacht. Woher eine , permanente Institution der menschlichen Gesellschaft« ihre *Macht* nehmen soll, um als »Gegenkraft« zu wirken, wird nirgends in diesem 756 Seiten langen Buch diskutiert.

Das Argument bewegt sich eigentlich nur auf der Ebene von Zitaten. Die Autorin hat offenbar viele Jahre lang in allen Büchern, die sie zufällig gelesen hat, alles angestrichen, was sie geärgert hat, und hat dann mit Schere und Kleister aus diesen Ärgernissen 37 Kapitel zusammengeschustert, die sie den Lesern nun anbietet, als handle es sich um ein kohärentes Argument zur Abschaffung des Patriarchats oder um überhaupt irgendein Argument, aus dem die Leserin entnehmen kann, was zu *tun* ist, um diese unendliche Vielfalt der Ungerechtigkeiten endlich zu beseitigen. Als jemand der, obgleich männlichen Geschlechts, rund vierzig Jahre in der sozialistischen Frauenbewegung gearbeitet hat, empfinde ich eine solche Verweigerung politischer Tätigkeit als Hohn auf die Generationen von Frauen, die ihr Leben gegeben haben, um eine bessere Gesellschaft herbeizuführen.

Das Buch mißlingt, weil es im Gegensatz zum Marxismus, der nicht nur eine klar beschriebene Alternativordnung zur bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch eine präzise Strategie und Taktik zur Überwindung dieser Gesellschaft bietet, weder eine Alternative zum Patriarchat noch eine Strategie zu dessen Überwindung und schließlich nicht einmal eine Taktik zur Realisierung eines nichtpatriarchalischen Verhältnisses der Geschlechter anzubieten vermag. Ich wiederhole deshalb, was ich in zahllosen Diskussionen mit Frauengruppen aller politischen und feministischen Schattierungen klarzumachen versucht habe:

Einerlei wie berechtigt die Kritik der Feministinnen am Patriarchat auch sein mag (ich selbst betrachte sie jedenfalls als berechtigt und für mich als Mann verbindlich), so verurteilen sie sich doch zur Erfolgslosigkeit, wenn sie den Sozialismus von außen her kritisieren, statt sich ihm trotz aller Kritik als Kampfgruppe anzuschließen. Veränderungen des militanten Patriarchats lassen sich nur mit militanten Mitteln bewerkstelligen. Über solche Mittel verfügen die Gewerkschaften, die sozialistischen und kommunistischen Parteien, die Volksrepubliken und die sozialistischen Staaten. Einerlei wie schlecht es den Frauen auch dort noch gehen mag, nur in sozialistischen Staaten und nur mit Hilfe sozialistischer und kommunistischer Parteien können wir das bürgerliche Patriarchat zerschlagen und überwinden. Daß dann die Befreiung der Frau noch immer nicht »von selbst« stattfindet, weiß nicht nur jede Sozialistin, sondern auch jeder Sozialist.

Wenn man sich aber von Anfang an aus der sozialistischen Bewegung »herausemanzipiert«, weil man in ihr einen noch gefährlicheren, weil klügeren Gegner sieht, dann ist jede Hoffnung hin, eben das zu erreichen, was Frau Janssen-Jurreit sich zum Ziel gesetzt hat: die Befreiung der Frau. Ich kann mir bei der hohen Intelligenz, die dieses Buch in manchen Kapiteln unter Beweis stellt, nicht vorstellen, daß Frau Janssen-Jurreit das nicht ebenso kapiert hat wie die aktiven Sozialistinnen. Wenn sie es trotzdem zurückweist, dann muß der Grund anderswo liegen als in der Ratio.

Ihre Schlußfolgerungen werden von einem überwältigenden Defätismus geprägt: »Der Feminismus bietet eine winzige, aber für Frauen die einzige Chance zu politischen Kurskorrekturen. Mehr - fürchte ich - ist in diesem Jahrhundert auf diesem Planeten nicht zu erreichen.« Es wäre leicht, das als Produkt jener Labilität und Ich-Schwäche abzutun, die sich auch in dem stets gekränkt wirkenden, den kritisierten Personen stets unlautere Motive unterstellenden Ton des Buches niederschlägt. Aber mir scheint, daß es vor allem ein Resultat jener objektiv falschen Deutung der bürgerlichen Gesellschaft ist, die alles potentiell Fortschrittliche im Patriarchat leugnet, die bürgerliche Ordnung nicht als eine

notwendige und transitorische, sondern als eine grundsätzlich schlechte, weil von Männern beherrschte auffaßt, die Entwicklung der Produktivkräfte völlig außer acht läßt und die Wurzel des Übels in der Sexualität sieht.

Der Defätismus ist allgegenwärtig. Ein pessimistischeres Buch über die Chancen der Frau, jemals den Tücken des Patriarchats zu entgehen und eine bessere Ordnung an seine Stelle zu setzen, habe ich noch nie gelesen. Denn im Gegensatz zu mir, der das Patriarchat als eine relativ junge und deshalb transitorische Institution sieht, betrachtet Frau Janssen-Jurreit es als ein von den frühesten Anfängen der Menschheit inhärentes Element der menschlichen Geschichte. Ihre Verbitterung über die scheinbare Unabwendbarkeit der männerrechtlichen Institutionen schlägt sich in einer paradoxen Verbitterung gegen alle Frauen und Männer nieder, die sich je die »Illusion« gemacht haben, man könne es in gemeinsamer Anstrengung beider Geschlechter überwinden.

Ein Buch, das gleichzeitig das Patriarchat und dessen politische Gegner angreift, setzt sich so eklatant zwischen alle erdenklichen Stühle, daß die Frauenbewegung noch jahrelang unter seinen Folgen leiden wird.

Konkret 01/77, S. 38

Michael Schilling

KONKRET'S LITERARY SUPPLEMENT

Das schönste Buch im Monat gibt's nicht im Buchhandel, sondern nur auf Bestellung für 44 Mark plus Porto beim »Stern« in Hamburg:

LEBEN IN DER DDR / von Eva Windmöller und Thomas Höpker.

Den Text hab' ich nichtgelesen, aber Höpkers Bilder... zum Auswandern. In die DDR. Es wird schon alles nicht so sein, aber es wird manches doch so sein. Hoffentlich kriegt Biermann den Band in den nächsten Wochen nicht in die Hand - das kann er nicht aushalten.

Lesen kann (sollte und müßte) er

GESCHICHTE DES STALINISMUS / von Jean Elleinstein, VSA, Westberlin 1976, ca. 200 Seiten, DM 14,80

Elleinstein ist stellvertretender Leiter des Instituts für marxistische Studien der französischen KP. Er verschweigt nichts, nennt die Ermordeten und die Mörder beim Namen, beschönigt nichts - und weiß doch (und erklärt es), warum rot nicht, nie und auch nicht unter Stalin, braun war, ist und sein kann. Resultat: Man kann auch ohne zu lügen Kommunist sein. Und: Man kann die Wahrheit sagen, ohne Antikommunist zu werden. In Frankreich.

In der Bundesrepublik ist es schon viel, wenn man Republikaner ist. Wer ist es denn`? Unter den prominenten Literaten immer der eine:

REPUBLIKANISCHE REDEN / von Walter Jens, Kindler-Verlag, München, 200 Seiten, DM 26,-

Besonders zum Gebrauch empfohlen dem Herrn Bundespräsidenten. Er wird sehn, man kann auch Reden halten, in denen man was sagt. Und sei es zum DFB-Jubiläum über Fußball. Wem freilich der Satz »Netzer kam aus der Tiefe des Raumes« nicht Literatur bedeutet, dem ist auch von Jens nicht zu helfen.

Manche Bücher gehen seltsame Umwege - von der Erstausgabe in England 1968 über die deutsche Erstausgabe beim Verlag der Kunst, Dresden, 1974, bis zur Autoren- und Verlagsgesellschaft Syndikats Frankfurt, die jetzt

KUNST UND INDUSTRIELLE REVOLUTION / von Francis D. Klingender, 269 Seiten, DM 38,-

verlegt hat. Für den der sich über die Wirkungen des Frühkapitalismus auf die bildende Kunst informieren will, ein Standardwerk.

Nach Wyhl und Brokdorf, neben Holger Strohms unentbehrlichem

FRIEDLICH IN DIE KATASTROPHE, Verlag Association, Hamburg, 492 Seiten, DM 16,-

allen Mitgliedern von Bürgerinitiativen gegen Kernkraftwerke dringend zu empfehlen, erstens:

ZUM RICHTIGEN VERSTÄNDNIS DER KERNINDUSTRIE, Autorengruppe der Universität Bremen, Oberbaumverlag, Berlin, 192 Seiten, DM 7,20

und zweitens:

EIN KONZERN HÄLT DIE LUFT AN, herausgegeben von Michael Naumann, Rogner & Bernhard, München, 182 Seiten, DM 14,80

das den Kampf der Bürgerinitiativen gegen den Bau der Kraftwerke in Voerde und die Strukturen von Rathausherrschaft und Sachzwang-Ideologie analysiert.

Die CDU ist die Partei des Kapitals, ehschonwissen. Und wenn dann ein Linker vor liberalem Publikum nach Beweisen gefragt wird, wird meist gelabert. Wer

MACHT UND HERRSCHAFT DER UNTERNEHMERVERBÄNDE BDI, BDA UND DIHT, von Walter Simon, Pahl-Rugenstein, 237 Seiten, DM 9,80

in der Tasche hat, schlägt Seite 173 ff. auf und liest die Namen und Funktionen der Lobbyisten in der CDU-Fraktion vor. Oder, zum Beweis der Dividenden-Herrschaft, das Verzeichnis der wichtigsten BDI-Eingaben an Bundesministerien und Behörden. Ein Vademecum für den sozialistischen Basisarbeiter.

Mittlerweile liegt vor die Nummer 2 von

L'76 / DEMOKRATIE UND SOZIALISMUS, herausgegeben von Heinrich Böll, Günter Grass und Carola Stern, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/Köln, Einzelband 15 Mark Diejenigen, die sich demokratische Sozialisten nennen, sind in vielen Ländern an der Regierungsmacht. Das, was demokratischer Sozialismus sein soll, ist dabei noch nirgends rausgekommen. Soweit man überhaupt weiß, was das sein soll: demokratischer Sozialismus? L'76 springt in dieses Theorie-Loch und durchweg honorige Autoren springen mit. 10 000 Exemplare des 1. Bandes sollen verkauft worden sein. Bedürfnis ist also da. Vielleicht käme man mit seiner Befriedigung weiter, wenn man den Autoren-Rahmen ein wenig über die - wenn auch nicht immer ohne Widerwillen - Akzeptierten hinaus erweitern würde.

Eine Dokumentation zur Geschichte des demokratischen Sozialismus bietet

VORWÄRTS 187(-1976, Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Berlin-Bad Godesberg, 203 Seiten, DM 36,-

Die Lektüre der faksimilierten Ausgaben des »Central-Organ der Sozialdemokratie Deutschlands« macht traurig oder rasend, besser aber bedenklich, wie die Titelseite vom 25. Juli 1914: »Parteigenossen, wir fordern Euch auf, sofort in Massenversammlungen den unerschütterlichen Friedenswillen des klassenbewußten Proletariats zum Ausdruck zu bringen.« Der Verfasser stimmte einige Wochen später unerschütterlich für die Kriegskredite. Und so durch den ganzen Band. Ein passendes Geschenk für jeden Juso auf Karriere-Trip. Sie sind alle schon mal dagewesen.

Wenn ein Kleinverlag von einem Buch in ein paar Monaten 25 000 Stück absetzt, ist das schön für den Verlag. Wenn er mit

BERUFSVERBOT / Ein bundesdeutsches Lesebuch, Verlag Atelier im Bauernhaus, Fischerhode,

212 Seiten, DM 14,80

soviel Erfolg hat, ist es ein Politikum. Viele KONKRET-Autoren haben dazu beigetragen (Böll, Degenhardt, Engelmann, Bittner, Dede, Fried, Herburger, Staeck, Timm, Wallraff, Zwerenz, um nur einige zu nennen).

In KONKRET vorabgedruckt war ein Kapitel aus

DAS ROTE BOLOGNA, von Max Jäggi, Roger Müller, Sil Schmid und Otmar Schmid, Profit Buchvertrieb Gießen, 32 Mark.

Weil aber die Linke lieber heult als probiert, was denn unter den miesen Voraussetzungen des Kapitalismus dennoch möglich ist, blieb dieses faszinierende, gleichermaßen skeptische wie optimistische Buch liegen. Vielleicht weil viele glaubten, es gehe nur um Italien? Die können jetzt ein weniger optimistisches, nämlich deutsches, zum gleichen Thema haben:

WEM DIE STADT GEHÖRT / Stadtplanung und Stadtentwicklung in Hamburg 1965-1975, Verlag Association, Hamburg, 266 Seiten, DM 16,-

Skepsis und Kritik überwiegen natürlich zu recht. Uns Hamburger regiert nicht die KPI, sondern die UKP, die Ulrich Klose-Partei.

Zum Schluß noch zwei Bücher, an denen KONKRET-Autoren allein oder in Compagnie beteiligt sind und die schon deshalb (?) gut. Zunächst

ALS DIE AUTOS RÜCKWÄRTS FUHREN, von Henning Venske, Spectrum Verlag, Stuttgart, 55 Seiten, DM 12,80

Ein Kinderbuch, das so beginnt: »ICH, Laßdas Pinökel Superstar, bin natürlich was Besonderes. Was besonders Anstrengendes - sagt meine Mutter. Was besonders Teures - sagt mein Vater. Was besonders Ekliges - sagt meine Schwester. Was besonders Freches - sagen alle Lehrer im Lehrerchor...«

Und dann:

LACHEND IN DIE 80er JAHRE / Satire im bürgerlichen Deutschland, herausgegeben von Horst Tomayer und Ernst Volland, VSA, Westberlin, 160 Seiten, DM 15,-

Da sind nun alle drin, die einen noch lachen lassen können: Von Dieter Hildebrandt bis Otto, von Thaddäus Troll bis Robert Lernhard, Waechter, Kittner und schließlich, wer hätt's gedacht, Rudi Dutschke. Aber auch, und mit keinem lache ich so stickstoffausstoßend wie mit ihm, der nach dem Willen unserer Justiz 15 lange Knastjahre nichts mehr zu lachen haben soll: Peter Paul Zahl.

Konkret 01/77, S. 40

Jürgen Roth

Die unbeachtete Diktatur

Wenn hinten, weit in der Türkei, Staatsmacht und Völker aufeinanderschlagen, interessiert das hierzulande nicht einmal die Linken.

Am 21. September stürmt Polizei das Istanbuler Büro von DISK, dem Dachverband der türkischen Gewerkschaften. Der gesamte Gewerkschaftsvorstand wird verhaftet. Wenige Tage zuvor hatte sein Generalsekretär, Mehmet Karaca gesagt: »Es gibt einige Leute in der Nationalen-Front-Regierung, ein faschistisches System errichten wollen. Demirel möchte den parlamentarischen Faschismus in der Türkei errichten, indem er die Verfassung und einzelne Gesetze ändert«.

Und dieser Faschismus ist in den letzten Wochen unverhüllt zutage getreten. Ende September gingen die türkischen Sicherheitskräfte gegen Tausende demonstrierender und streikender Arbeiter vor. Fabriken, die von den Arbeitern besetzt wurden, räumte die Polizei. In anderen Teilen der Türkei trieb sie die vor den Toren stehenden Arbeiter in die Fabriken. Insgesamt wurden gegen 19 000 Arbeiter Ermittlungsverfahren eingeleitet. Grund: Seit dem 16. September protestierten weit mehr als 500 000 Türken im ganzen Land gegen die »Regierung der Nationalen-Front und gegen den Ministerpräsidenten dieser Regierung, Süleimann Demirel.« Bauern, Arbeiter und Angestellte weigerten sich in über 30 Städten zu arbeiten. Überall kam es zu Protest- und Trauermärschen. Der Gewerkschaftsdachverband hatte zur allgemeinen Trauer, dem »Genei Yas« aufgerufen.

Ausgelöst wurden die Streiks, Kundgebungen und Trauer-Demonstrationen durch die Verabschiedung des »Gesetzes über die Staatssicherheitsgerichte«, DGM genannt. Die DGM's sind Sondergerichte. Sie existieren bereits fünf Jahre lang. Seitdem fällen sie politische Terrorurteile: Wer Kritisches gegen die Regierung sagt, schreibt, verteilt oder wer gar einer kommunistischen Organisation angehört, wird durch hohe Kerkerstrafen oder durch die Todesstrafe ausgeschaltet. Zum Beispiel der Artikel 141 des Strafgesetzbuches: »Mit Zucht von 8 bis zu 15 Jahren wird bestraft, wer in der Absicht die Diktatur einer Gesellschaftsklasse über andere Gesellschaftsklassen zu errichten oder eine Gesellschaftsklasse zu unterdrücken oder die wirtschaftliche oder soziale Grundordnung des Landes zu zerstören, Vereinigungen, gleichgültig in welcher Form oder unter welchen Namen organisiert oder gar zu organisieren versucht. Die Todesstrafe wird gegen diejenigen verhängt, die irgendeine oder alle Vereinigungen der erwähnten Art leiten.«

Was die Richter darunter verstehen und wie sie urteilen, geht aus folgenden Anklagen und Urteilen vor den Staatssicherheitsgerichten hervor:

In Ankara forderte der Staatsanwalt des DGM für Celelin Dalkoy, den Bürgermeister von Ankara, 8 Jahre Zuchthaus. Dalkoy hatte im letzten Jahr gegen die Ermordung von fünf spanischen Antifaschisten protestiert und der spanischen Botschaft für wenige Stunden den Strom sperren lassen. Das Urteil steht noch aus. Inzwischen jedoch, am 1. Oktober 76, wurde er von der türkischen Regierung amtsenthoben. Dalkoy hatte zum Protest gegen die Staatssicherheitsgerichte aufgerufen; seine Müllarbeiter legten die Arbeit nieder. »Dadurch«, so lautete die Erklärung für die Amtsenthebung, »hätte er die Versorgung der Bevölkerung gefährdet«. Jetzt droht ihm die Todesstrafe.

Orhan Kotan, verantwortlicher Redakteur des Verlages »Komal«, wurde verhaftet und zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, weil er das Buch eines sowjetischen Wissenschaftlers, über die »Kämpfe in Kurdistan im 19. Jahrhundert«, veröffentlicht hatte. In Izmir wurden sieben Personen zu je zwei Jahren Gefängnis und ein Jahr Polizeiaufsicht verurteilt, weil sie ein Flugblatt verteilt hatten. Und die berühmte Volkssängerin Sah Turna wurde in Istanbul vom DGM zu mehr als fünf Jahren Gefängnis verurteilt, weil sie mit ihren Liedern gegen den faschistischen Terror aufgetreten ist.

Liegen keine Beweise für die. »kommunistischen« bzw. »staatsgefährdeten Aktivitäten« vor, wird gefoltert. Armagan Anar, Vorsitzender der Gefangenenhilfsorganisation TUMAD-DER: »Die Folter nimmt schreckliche Formen an. Die meisten, die vor die Staatssicherheitsgerichte kommen, wurden zuvor von der Polizei und dem Geheimdienst MIT gefoltert«.

Aus dem Gefängnis in Adana meldete der 20jährige Student Cuga Göbenlic am 20. August 1976: »Ich sollte aussagen, daß ich eine kommunistische Zelle aufgebaut habe. Als ich sagte, daß sei nicht wahr, haben sie so lange auf mich eingeschlagen, bis ich bewußtlos wurde. Sie brachten mich wieder zu Bewußtsein, indem sie mir den Schnurrbart abrissen. Trotzdem gab ich nichts zu. Zum Schluß schlugen sie mir mit einem Knüppel auf die Stirn, so daß ich wieder bewußtlos wurde. Als ich erwachte, lag ich blutend auf dem Boden. Sie brachten mich wieder zum Verhör, wo sie schon eine schriftliche Aussage vorbereitet hatten. Ich hatte keine Widerstandskraft mehr und habe dann unterschrieben, daß ich eine ‚Zelle` aufgebaut habe«.

Einer von 278 Gefolterten, deren Fälle die Gefangenenhilfsorganisation TUMAD-DER dokumentiert hat.

Während einer »Mütterdemonstration« gegen die Regierung Demirel rief Anfang Februar eine Bäuerin: »Ihr tötet unsere Kinder, damit wir unsere Brotsorgen vergessen«. Sie umschrieb präzise die innenpolitische Situation in der Türkei.

Das NATO-Mitglied Türkei ist das ärmste und rückständigste Land in Europa. Über 70 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung arbeiten auf dem Land. Durchschnittlicher Jahresverdienst für die Familien: 3000 Mark. Im feudalistisch strukturierten türkischen Teil Kurdistans, in Ostanatolien, verdienen die Bauern weitaus weniger. Die Bauern der Kleinstadt Silvan arbeiten alle für den Aga Mahmut Kebul, Abgeordneter der »Gerechtigkeitspartei« des Süleiman Demirel. Am Ende des Jahres erhalten sie pro Familie 5000 Lira (890 Mark). Dagegen verdient der Großgrundbesitzer Kebul im Jahr mindestens 60 millionen Lira (10 Millionen Mark).

Industriearbeiter verdienen wenigstens nominal mehr. Ihr Lohn liegt bei 1800 Lira im Monat, das sind 300 Mark. Allein für Miete zahlen sie aber zwischen 800 und 1000 Lira. Während die Löhne in den letzten vier Jahren um genau zwei Pfennige erhöht wurden, stiegen die Lebenshaltungskoten in diesem Jahr allein um 30 Prozent.

Elend in allen Bereichen:

· 280 von 1000 Kindern sterben, ehe sie ein Jahr alt werden;

· die Lebenserwartung der türkischen Frauen liegt unter 45 Jahren;

· 30 Prozent der Bevölkerung leiden an Unterernährung;

· in 51 der insgesamt 69 türkischen Provinzen kommen auf einen Arzt 9000 Patienten.

In Diyarbakir konnte die türkische Kolonialregierung ein neues prächtiges Gefängnis für die aufständischen türkischen Kurden errichten lassen. Als aber im September eine Choleraepidemie ausbrach und innerhalb weniger Tage 20 Kurden daran starben, fehlten für die Bevölkerung Impfstoffe und für die 200 Kranken in den drei Krankenhäusern die Medikamente, um die Pest einzudämmen. In ganz Hakkari, einer Provinz im Osten, gibt es im Winter einen Arzt, für über 20 000 Menschen.

Die offenen Klassenwidersprüche, 1971 durch einen Militärputsch blutig unterdrückt, brachen nun in den letzten Monaten heftiger als je zuvor aus. Industriearbeiter, Bauern, Studenten und Schüler wehren sich seit Monaten gegen die Herrschenden, die Regierung der Nationalen-Front. Ein Einsatzmittel, um diesen Widerstand in den Griff zu bekommen, sind die »Kommandos Graue Wölfe«, »Bozkurts« genannt. Sie unterstehen Alpaslan Türken, dem Vize-Premier der Demirel-Regierung. Die »Bozkurts« sind paramilitärisch gedrillte Kommandoeinheiten, mit ca. 8000 Angehörigen. Zwischen März 1975 und April diesen Jahres hatten sie bereits 65 Linke ermordet. In den letzten Monaten fielen ihnen weitere 20 Oppositionelle zum Opfer. Nach den Mördern hat niemand gefahndet.

Pro Einsatz erhalten die Killer der Türkes-Partei ca. 300 türkische Lira. Dafür lohnt es sich schon, sagen sich die angeheuerten Schläger, jemanden niederzuschlagen, Büros linker Organisationen niederzubrennen oder Versammlungen zu überfallen.

Die faschistischen Kommandos können großzügiger Unterstützung durch Regierung und Polizei sicher sein. Ein Beispiel: Am B. September 1976, gegen 15 Uhr parkten mehrere schwarze Polizeifahrzeuge der türkischen Polizei in der 3. Straße von Bacehevelier in Ankara, direkt vor der Parteizentrale der MHP. Polizeioffiziere und mehrere Männer aus dem Parteihaus schafften Waffen aus dem Wagen; neue Schnellfeuergewehre »Made in Germany«. Es waren diejenigen Polizeiwaffen, die türkische Polizeioffiziere im Januar 1976 beim Rheinland-pfälzischen Innenministerium eingekauft hatten und von denen Teilpartien bereits geliefert wurden. Damals schrieben die Zeitungen: »Waffen für die Jagt auf Anarchisten eingekauft«.

Doch der Widerstand gegen den Terror formiert sich. Am stärksten im kurdischen Teil der Türkei. Vor einem Jahr schon wollte Türkes in die Stadt Diyarbakir fahren, um für die Faschisten zu werben. Die Bevölkerung sperrte die Straße ab als das Flugzeug auf dem Militärflughafen landete. Die Protestaktionen dauerten drei Tage. Sämtliche Polizeistationen wurden in Brand gesteckt, zwei Zivilisten, ein Polizist und ein »Jandarm« wurden erschossen. Türkes mußte wieder zurückfliegen. Ein Jahr später wollte er wieder in die Osttürkei kommen. Offen drohten ihm die Kurden, daß sie ihn ermorden werden, falls er es wagt, nach Diyarbakir zu fahren. Türkes kam nicht mehr.

Ähnliche Aktionen wurden auch aus anderen Städten im Osten der Türkei gemeldet. Genau diesen wachsenden Widerstand versucht die Regierung der Nationalen Front mit allen Mitteln zu brechen. Bestes Mittel sind daher die »Staatssicherheitsgerichte«. Sie schaffen einen heimlichen Ausnahmezustand zur Zufriedenheit der türkischen Obristen,

Generäle und der Bourgeoisie. Bei exclusivem Essen im Restaurant »Washington« in Ankara, beschließen sie mit den Spitzen der amerikanischen und westdeutschen Botschaft neue Geschäfte und toasten dann auch auf die gute Zusammenarbeit zwischen türkischem und bundesdeutschen Geheimdienst.

Die deutschen Verfassungsschützer lassen den Faschisten der »Partei der Nationalistischen Bewegung« und den »Kommandos« in der BRD freie Hand. Gleichzeitig liefert der Verfassungsschutz jegliches Material über türkische Demokraten und Kommunisten in der BRD an den MIT. In Münster öffnet das 14. K. die Post des sozialdemokratischen »Türkischen Arbeitervereins« und observiert deren Mitglieder, aktive Gewerkschafter in der SPD. Einer der Gründer des »Modell Arbeitervereins«, Osman Okkan, taucht plötzlich auf der Liste der zehn meistgesuchten türkischen Terroristen auf. Diese Liste beruht auf Angaben des deutschen Verfassungsschutzes.

Der deutsche Geheimdienst trägt die volle Verantwortung für Haft und Folter an türkischen Demokraten. Denn er kennt die Gesetze Demirels: Wer als Türke hier in der BRD »unwahre, übertriebene oder auf besonderen Zwecken beruhende Nachricht veröffentlicht oder irgendeine zuwiderlaufende Tätigkeit entfaltet wird mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft«.

Nach Redaktionsschluß erreichte uns die Nachricht, daß KONKRET-Autor Jürgen Roth, seine Kollegin Edeltraud Remmel und der Kölner Fotograf Gernot Huber wegen seiner kritischen Reportagen aus der Türkei ausgewiesen wurden. Sie befanden sich auf einer Informationsreise über die Probleme der kurdischen Minderheit in der Türkei.

Konkret 01/77, S. 43

Uwe Jean Herzog

Schonzeit für Nazis

Als er anfing, eine paramilitärische Truppe aufzubauen, gab es zehnseitige Berichte über ihn: Karl-Heinz Hoffmann, Neonazi aus Nürnberg. Inzwischen ist er für Presse und Justiz ein »harmloser Spinner«. Tatsächlich aber bereitet er sich auf bewaffnete Kämpfe mit streikenden Arbeitern und Kommunisten vor. Die Polizei guckt zu.

Noch nicht im öffentlichen Dienst, aber doch in öffentliche Wälder dürfen Extremisten, in denen der Nürnberger Grafiker Karl-Heinz Hoffmann (38) seit Jahren junge und alte Nazis in Uniform und Stahlhelm für den Kampf gegen die »rote Gefahr« drillt.

In schwarzen Hemden und Tarnanzügen liegen die »Legionäre«, das Gewehr im Anschlag, im »Schützengraben« und trainieren nach wie vor die »Verteidigung des Vaterlandes«. Zwei Jahre haben Nürnberger Polizei und Gerichte gebraucht, um dir Truppe einen Verstoß gegen den Paragraphen 3/1 des Versammlungsgesetzes nachzuweisen. Und das hatte Neo-Nazi Hoffmann mit dem Aufbau einer paramilitärischen Truppe »riskiert«: ganze 8000 Mark Geldstrafe, wegen eines fortgesetzten Vergehens des unbefugten Tragens von Uniformen. Das Urteil, nach siebentägiger Verhandlung vor dem Landgericht Nürnberg-Fürth gesprochen, ist noch nicht einmal rechtskräftig.

Daß Hoffmann weitermacht, stört in Nürnberg kaum.

Einen Verstoß gegen das Waffengesetz konnte man dem cleveren Hoffmann nicht nachweisen: Die Pistolen und Gewehre, mit denen die Truppe auf Übung geht, sind zugeschweißt. Ein Bohrer genügt, um sie wieder schußfähig zu machen. Für andere Waffen, die bei ihm gefunden wurden, hat er einen Waffenschein. Kein Grund zur Verurteilung. Schonzeit für Hoffmann.

Die Lokalpresse hat gemeinsam beschlossen, keine Zeile mehr über des Grafikers »Wehrsportgruppe« (Selbstdarstellung) zu drucken. Bisher wurde er in der Abendzeitung, den Nürnberger Nachrichten und der Nürnberger Zeitung lediglich in Glossen, lahmen Gerichtsreportagen oder harmlosen Kommentaren abgefertigt. Denn mehr als ein »harmloser« Spinner ist er für die Nürnberger Presse nicht.

Ich habe mich mit Karl-Heinz Hoffmann unterhalten. Was er mir gesagt hat, klingt ganz und gar nicht harmlos. Das lag an den Umständen des Gesprächs:

Ich hatte ihn in Heroldsberg bei Nürnberg angerufen und mich als Vertreter einer Gruppe junger Unternehmer vorgestellt, die seine »Wehrsportgruppe« finanziell unterstützen will. Wir vereinbarten einen Gesprächstermin für Sonntag, 10. Oktober, 15 Uhr im Nürnberger Crest-Hotel. In Zimmer 406 erzählte er endlich einmal, was er mit seiner paramilitärischen Gruppe wirklich vorhat und was er jetzt schon »könnte«: Auf streikende Arbeiter schießen.

Hoffmann: »Ich könnte mir vorstellen, daß es große Unternehmen gibt, die sagen, wir haben zwar einen Werkschutz, der seinen momentanen Aufgaben durchaus gerecht wird. Aber im Falle einer echten Krisensituation, die im Moment nicht da ist, die aber in vier, fünf Jahren da sein kann bleibt der Werkschutz zu Hause. Er wird dann sinnlos sein. Und dann könnte es sein, daß man sagt, ‚Ich laß mir doch meine Halle B nicht zertrümmern`. Von irgendwem, der dann hinterher nicht mehr auffindbar ist und wenn, dann kann er nicht haftbar gemacht werden. - Höhere Gewalt, keine Versicherung zahlt, was mach ich in einem solchen Fall?«

Weiter Hoffmann: »Dazu kommt, daß die Inhaber solcher Unternehmen es sich auch wiederum nicht leisten können, zur Unzeit oder überhaupt mit mir in Zusammenhang gebracht zu werden, weil sie fürchten, dadurch kompromittiert zu werden. Ich könnte mir vorstellen daß zum Beispiel ein Herr Schickedanz (Quelle) innerliche Sympathien haben könnte, noch dazu, wenn er mehr über uns wußte. Nämlich, daß wir eigentlich ganz vernünftige Leute sind. Aber er könnte es nie zu einem Gespräch kommen lassen . . .«

Herzog: »Ich werde Ihnen auch nicht sagen, wer meine Auftraggeber sind . . . Das, was Sie vorhin geschildert haben - in Sachen Werkschutz, das wäre bei Ihnen in vier, fünf Jahren drin?«

Hoffmann: »Ja, das wäre theoretisch sofort drin, wenn der Krisenfall morgen da ist.«

Herzog: »Aber dazu müßte man eben wissen, wie stark Ihre Gruppe ist und ob sie überhaupt in der Lage ist, so einen ausfallenden Werkschutz zu ersetzen. Und zwar mit allen Konsequenzen . . .«

Hoffmann: »In einem solchen Falle, würde das so ungefähr den Effekt haben, als wenn da einige Gruppen Fallschirmjäger landen. Ganz davon abgesehen: Wir haben auch einen gewissen Prozentsatz Fallschirmjäger mit mehreren

Springerabzeichen. Und wir haben eben Militär-Enthusiasten und wir haben auch Leute, die dann nicht viel fragen würden.«

Herzog: »Also halten wir fest. Sie wären bereit, gegen streikende Arbeiter vorzugehen?«

Hoffmann: »Ja. Sie meinen in einer Krisensituation. Oder sagen wir noch konkreter: in einer bürgerkriegsähnlichen Situation wären wir die richtigen Leute. Wir sagen nicht von vornherein, da wird's schwierig. Wir haben keine Hemmungen, gegen einen Kommunisten vorzugehen . . .«

Auch das hat der'»Wehrsportgruppenführer« ausgeplaudert: Daß die Gruppe in Nürnberg bloß eine Art Ortsverein ist. Daß er sein »Militär« aufs halbe Bundesgebiet verteilt hat. Daß die Polizei sich scheinbar nicht mehr um' ihn kümmert. Daß er seine Leute im Ausland schulen will, in Ländern, in denen der »Krisenherd« schon da ist. Daß er gute Kontakte zu österreichischen Nazis hat. Und daß Waffen für ihn »kein Problem« sind. Hoffmann: »Jeder Trottel kann schießen. Das bringe ich ihm an einem Vormittag bei . . .«

Konkret 01/77, S. 44

Peter Fischer

»Ich freue mich, daß ich noch lebe«

Notizen aus einem Gefängnis-Krankenhaus
Wer krank wird in einem niedersächsischen Knast, der kommt nach Lingen. Zwischen Kakerlaken, Dreck und verrotteten Putz. Dort wird auch operiert - im Krankenbett. Peter Fischer (der Name wurde von der Redaktion geändert) lag sechs Monate in Lingen.

Die letzte Erinnerung an einen Herbst-Abend in Freiheit war eine schmale, regennasse Straße, die sich im Scheinwerferlicht spiegelte.

Dann ein Radfahrer, der wie ein Spuk aus dem Dunkel auftauchte - zu spät für eine Reaktion. Zersplitterndes Glas, Blech, das laut kreischend zerfetzt wurde.

Als ich zu mir komme, liege ich in einem Krankenhaus. Weiße Wände, weiße Betten, weißgekleidete, freundliche Menschen. Ein Arzt sagt mir, daß mein rechtes Bein zweimal gebrochen ist, und daß ich eine schwere Gehirnerschütterung habe.

Vier Tage später bin ich im Gefängniskrankenhaus Lingen an der Ems. Als ich Morgens erwache, glaube ich zunächst, ich träume schlecht. Aber dann sehe ich die schwere Eichenholztür mit dem Spion in Kopfhöhe, die vergitterten Fenster, graue Wände, graue Betten, graue Menschen. Da Erinnere ich mich: Ich bin im Knast.

Irgend etwas war mit meinem Kopf nicht in Ordnung. Erinnerung war wie ein Puzzlespiel und es dauerte eine Weile, bis ich einzelne Teile zu einem Bild zusammengefügt hatte.

Unfall, Krankenhaus, Haftbefehl, Transport in das Knastkrankenhaus Lingen an der Eins.

Obwohl der Chefarzt des Krankenhauses in Osnabrück Bedenken angemeldet hatte, wurde ich zunächst mit einem Krankenwagen zum Amtsgericht gefahren und dann auf einer Bahre ins Zimmer des Haftrichters getragen.

Das war ein mittelalter, flotter deutscher Jurist, der gleich mal vorweg bemerkte: »Na, so schlimm sehen Sie ja gar nicht auss«, und: »Ich muß Haftbefehl erlassen wegen Fluchtgefahr und weil da offensichtlich noch jemand im Auto war und die Polizei in Ruhe ermitteln muß.«

Fluchtgefahr? Ich blickte etwas irritiert auf mein gebrochenes rechtes Bein. Er sah meinen Blick und sagte mit einem schiefen Lächeln: »Da sind schon Leute mit ganz anderen Sachen abgehauen.«

Am Krankenwagen wartete schon ein strammer Polizist, umgeschnallt und mit strenger Miene.

Ich bewunderte wieder einmal wie geschmiert der Behördenapparat läuft, wenn der Staat Forderungen hat. Ein bißchen komisch war die Geschichte dann doch, denn offensichtlich war der Haftbefehl schon beschlossen worden, bevor man mich überhaupt dazu gehört hatte. Woher sollte sonst so schnell der Polizist kommen?

Wir fuhren auch gar nicht mehr ins Krankenhaus zurück. Der strenge Uniformierte, der neben mir hinten im Wagen saß, dirigierte den Fahrer gleich Richtung Lingen.

Und da war ich nun. In einem Saal mit vier Betten und drei Mitgefangenen: Peter, 17 Jahre alt, 2 - 4 Jahre Jugendstrafe wegen Autodiebstahl. Robert, 34, techn. Zeichner, 6 Monate wegen Körperverletzung und Siegfried, ein pfiffiger Typ, der kein Fahrrad irgendwo herumstehen sehen konnte, 10 Monate Knast.

Robert hatte mich gleich als ich kam, aufgeklärt: »Wenn Du hier keinen Ärger heben willst, mußt Du Dir vorstellen, daß Du in einem ganz ordinären Knast bist. Alles, was mit einem Krankenhaus in Freiheit zu tun hat, findet hier nicht statt. Schau' Dich um, dann weißt Du, wo Du bist.«

Allerdings, wenn es danach ging, wußte ich es tatsächlich. Das Gefängniskrankenhaus, in das alle kranken Häftlinge niedersächsischer Vollzugsanstalten kommen, befand sich in einem Trakt der allgemeinen Strafanstalt Lingen. Einer Anstalt, die 1870 als Kloster erbaut worden war; in der Säkularisation in Staatsbesitz überging und zur Kaserne erweitert wurde, um schließlich nach dem ersten Weltkrieg Zuchthaus zu werden.

Entsprechend sah der Knast aus-uralt, völlig verbaut verwinkelt und genauso verfault, wie das System, nach dem auch heute noch Vollzug praktiziert wird.

Der Raum, in dem ich lag, war fast rechteckig mit zwei größeren Fenstern, vor denen riesige Blenden aus Panzerglas die Sicht nach draußen versperrten. Bis in Mannshöhe waren die Wände mit einer grau-grünen Ölfarbe gestrichen. Darüber

weiß getüncht. Die Ölfarbe blätterte ab die weiße Tünche zeigte eine grau-braune Färbung, übersät mit häßlichen Flecken.

»Da hat einer sein Essen an die Wand geknallt«, erzählte Robert und zeigte auf einen größeren Fleck mit vielen Spritzern in der Nähe der Tür. »Dort kommt Wasser durch die Decke - die kleinen Flecke sind erschlagene Kakerlaken.«

Diese Viecher hatte ich selbst schon kennengelernt. Sie krochen auch tagsüber völlig ungeniert über die Wände und schienen zu Millionen unter dem verrotteten Putz zu hausen.

»Die sind überall«, sagte Peter, »in der Küche, im Labor, im OP.«

»Und wenn Du hier operiert wirst, kann Dir leicht 'ne Kakerlake in die offene Wunde fallen«, grinste Siegfried, der Fahrrad-Dieb.

Doch die Kakerlaken schienen in diesem sogenannten Krankenhaus das geringste Übel zu sein. Ich erinnerte mich an den Tag, als ich abends nach Lingen gekommen war.

Zwei Wärter in der lichtgrünen Uniform niedersächsischer Vollzugsbediensteter hatten mich übernommen. Krank hin, krank her - zunächst wurde gefilzt.

Dann wurden meine Zivilsachen in einen blauen Leinensack gestopft, und ich bekam einen blau-weiß-gestreiften Zebra-Anzug, der mir sicher viel zu klein war.

Die beiden packten alles auf die Bahre und trugen mich in den ersten Stock, die Obere Innere. Die chirurgische Abteilung sei besetzt.

Im Saal Nr. 45 stellten sie die Bahre neben einem leeren Bett auf, und das Speckgesicht sagte zu dem Gefangenen, den ich gleich danach als Robert kennenlernte: »Macht dem mal das Bett.«

Dann flog die Tür zu, die Riegel knallten und mit großem Lärm wurde der Schlüssel im Schloß bewegt.

Der Mann, der Robert hieß, kam zu mir an die Trage, stellte sich vor und sagte: »Faule Schweine. Das sind nun ausgebildete Pflegehelfer, aber die drücken sich um ihre Arbeit wo das nur geht. Wenn die weniger kranken Gefangenen nicht die Schwerkranken versorgen würden, ginge es denen schlecht, denn die Herren Pflegehelfer halten es für unter ihrer Würde eine Pissflasche auszuleeren oder einen Kranken zu waschen. Wenn Du das trotzdem verlangst, fühlen die sich verarscht und beleidigt.«

Robert machte mein Bett. Erst legte er eine der Wolldecken auf die dreiteilige Matratze. »Wegen dem Dreck«, sagte er. »Hat vorher einer mit offenen Abszessen drin gelegen. Da floß Blut und Eiter literweise Außerdem ist es auch besser, wenn Du mit den Wolldecken nicht in Berührung kommst - die sind auch völlig verdreckt Eine stecken wir in den Kopfkissenbezug, denn in diesem famosen Krankenhaus gibt's natürlich keine Kopfkissen. Und eine kommt in den Bettbezug. Du hast doch hoffentlich nichts mit dem Rückgrat?« Ich schüttelte den Kopf, weil es mir die Sprache verschlagen hatte. »Na, Gott sei Dank. Wir hatten hier kürzlich einen mit 'ner Rückgratverletzung. Schau' mal.« Er drückte mit einer Hand in der Mitte auf das Bett. Es bog sich bedenklich weit durch. »Die Betten sind nämlich alle im Eimer. Du liegst fast mit dem Arsch auf dem Boden.«

Als ich dann nach einiger Zeit von Robert, Peter und Siegfried mit viel Mühe ins Bett gehievt wurde - denn die waren ja auch nicht gesund - sackten die Sprungfedern in der Mitte durch und ich lag- hing zu einem V geknickt ziemlich hilflos in diesem Gestell, das sich Bett nannte.

In den nächsten Tagen lernte ich dieses merkwürdige Knastkrankenhaus noch besser kennen: In Lingen wurden etwa 100 kranke Häftlinge verwahrt. Schwerkranke Asthmatiker, Hautkranke, Diabetiker, Selbstmordversuche, gelbsüchtige Fixer und Opfer schießwütiger Polizisten.

Die hundert Häftlinge waren meist in Drei- und Viermann-Zellen untergebracht. Wie ich später selbst sehen konnte, waren diese Räume in einem Zustand, der nicht mal einem Vergleich zu einer Haftanstalt, von einem Krankenhaus ganz zu schweigen, ausgehalten hätte, Das fing an mit den schrottreifen Gestellen, die Bett genannt wurden und die vielleicht mal vor 50 Jahren modern waren. Und es führte über die völlig verrotteten Matratzen zu der ausgewaschenen und verschlissenen Bettwäsche zu der unhygienischen Toilette, in der sich in der Regel allerlei Viehzeug wohl fühlte, wie Silberfischchen und Kellerasseln. Es war die eine Waschgelegenheit mit dem einen Kaltwasserhahn, unter dem der Herzkranke ebenso wie der Hautkranke seine Tasse und sein Besteck - das der nächste Häftling bekam, wenn er aus dem Krankenhaus entlassen wurde - abwaschen mußte. Und der Hautkranke mußte sich täglich mit der von der Anstalt ausgegebenen Kernseife und dem kalten Wasser waschen und genau wie der Gefangene mit dem gebrochenen Bein, bekam er nur einmal wöchentlich *ein* grobes Leinenhandtuch, mit dem er sich dann auch noch einmal wöchentlich nach dem Baden abtrocknen mußte.

Vielleicht hat es wirklich mal den Versuch gegeben, aus diesem Knast ein Krankenhaus zu machen. Er ist dann jedenfalls mißglückt. Heute hat man sich damit abgefunden, daß man mit dem Chaos leben muß. Denn chaotisch sind die Verhältnisse. Da werden schwer Herzkranke mit Knochenbrüchen, Hautkranke mit Diabetikern, Hochinfektiöse mit Frischoperierten zusammengelegt. Auf den drei Abteilungen des Hauses, Obere Innere, Untere Innere und Chirurgie, liegen die Fälle buntgewürfelt zusammen. Wenn zweimal eine Stunde wöchentlich der Chirurg aus der Stadt zur Stippvisite in den Knast kommt, rennt der Hausarbeiter eine halbe Stunde durchs Haus, um die Chirurgie-Häftlinge einzusammeln. Die liegen auf der Oberen Inneren ebenso wie auf der Unteren Inneren.

Den Chirurgen Bergmann erlebte ich nach vier Tagen Lingen zum erstenmal. Im Ordinationszimmer berichtete Wärter Kruse-Spitzname: Oberschwester Kruseein unsympathischer Mensch mit wieselflinken Augen, dem Arzt, was mit mir los war. Bergmann, ein Mann mit grobem Gesicht und kalten Augen, kaum 160 cm groß, glatt zurückgekämmte Haare, warf nur einen knappen Blick auf mein eingegipstes Bein und sagte dann: »Der Nächste«.

Das Ganze hatte keine Minute gedauert.

Auf dem Flur standen etwa 15 Gefangene herum, die zur Arztvorstellung zusammengeholt worden waren. Meist ziemlich elend und verhärmt aussehende Gestalten in abenteuerlich verschlissenen und schmuddeligen Zebra-Anzügen.

Daß sich die Häftlinge nicht gern von ihm operieren lassen, hängt mit dem Fall Gottfried Xalter zusammen. Der 28jährige Österreicher hatte sich Mitte Oktober 1975 von Bergmann am Blinddarm operieren lassen müssen. Nach der Operation soll der Gefangene Wasser getrunken haben, was zu gefährlichen Infektionen führen kann. Xalters Todeskampf dauerte 8 Tage. Am 25. Oktober, morgens um 4 wurde er ins städtische Bonifatius-Krankenhaus gebracht, wo er während einer schnell angesetzten Operation starb. In Lingen ist alles möglich. Die miserabel ausgebildeten Pflegehelfer haben sich den chaotischen Verhältnissen des Knastkrankenhauses angepaßt. Wenn der Arzt anordnet, bei einem Patienten Fieber zu messen, wird das sporadisch mal gemacht. Eine konstante Überwachung findet nicht statt. Wenn eine verordnete Behandlung über die sogenannte Einschlußzeit - nach 18 Uhr - hinausgeht, streiken viele der Wärter. Knast ist Knast, sagen sie und die Regel, daß nach Einschluß keine Tür mehr geöffnet werden soll, wollen sie auch auf das Knastkrankenhaus angewandt wissen. Genauso weigern sich die meisten Pfleger, am Sonntag einen neuen Verband anzulegen. Am Sonntag wird in Lingen nicht »gearbeitet«. Die Wärter sitzen dann in ihren Dienstzimmern, trinken Kaffee und lesen Groschenromane.

Die Ärzte des Knastkrankenhauses decken in der Regel alle Fehlleistungen der Wärter. Der ärztliche Leiter des Hauses duzt sich mit den meisten der Pflegehelfer. So mußte ein Arzt während einer Visite feststellen, daß einer der Pflegehelfer über eine ganze Woche hinweg fein säuberlich die Fieberkurve eines Patienten. gemalt hatte, ohne ein einziges Mal seine Temperatur zu messen. Ein anderer Wärter gab ein hochwertiges Antibiotikum, das speziell für einen Herzkranken besorgt worden war, einem Mann, der eine Erkältung hatte. Als der Herzpatient sein Mittel haben wollte, war es verbraucht und ihm wurde erklärt, daß im Augenblick kein Geld vorhanden sei, das Medikament zu besorgen.

Vor allem eine Gruppe von Kranken hat in Lingen nichts zu lachen: Die Gefangenen, die nach einem Selbstmordversuch ins Knastkrankenhaus kommen. Darunter auch etliche Jugendliche. Niemand kümmert sich in Lingen um sie. Kein Psychologe, kein Arzt. Ihre äußerlichen Wunden und Verletzungen werden versorgt, aber um ihre verkümmerte Seelenlandschaft macht sich keiner Gedanken. Im Gegenteil: In Lingen sind die Häftlinge noch mehr eingeschlossen als in jedem anderen Knast. Es gibt praktisch keine Freizeitgestaltung. Nicht mal Fernsehen ist erlaubt - von einigen wenigen Fußballübertragungen abgesehen. Die sogenannte »Bücherei« ist eine Katastrophe und verhöhnt jeden Gedanken an Resozialisierung. Zwei Dutzend lesbaren Büchern für 100 Häftlinge stehen 150 Schundromane gegenüber. Viele Gefangene lesen diese ungereimten Stories, um nicht pausenlos gegen kahle Wände starren zu müssen.

Acht Wochen war ich im Gefängniskrankenhaus Lingen. In dieser Zeit habe ich viel gelernt: Daß Mensch nicht gleich Mensch ist. Daß es den sogenannten liberalen Strafvollzug jedenfalls in Lingen nicht gibt. Daß man mit schönen Worten zu Markte geht.

Jedenfalls freue ich mich, daß ich noch lebe.

Konkret 01/77, S. 46

Horst Tomayer

»Watten, watten - mittem Rad?«

Ja, darf man denn das? Man darf. Nämlich mit dem Fahrrad nach Hamburg fahr'n. Nein, nicht von Köln aus - von Westberlin. Über die Transitstrecke. Nicht nur die Grenzer haben ihre Amtsaugen aufgerissen, als KONKRET-Autor Horst Tomayer die Strecke als erster im Sattel abfuhr.

Wenn Du das schon hörst, schlimmer, liest: Wanderungen durch die Mark. Derzeit latscht der Feuilleton-Chef des Westberliner Bürgerblattes »Tagesspiegel«, der Kollege Scholz, wieder mal durchs Gelände, Spalte für Spalte, mäkelt über Bus-Verspätungen, oder zu warm servierte Brause, lokalisiert auf den Abtritt genau, wo sich der Alte Fritz seinerzeit erleichtert hat, und nach jeder zehnten Telegrafenstange muß Fontane antreten zum Zitat. Wenn Du ein leicht beleibtes Feuilleton zu versorgen hast, okay: Dann rutsch über den Schwamm in verfallende Junker-Schlößchen, schnüffel in den LPG-Kantinen, sinnier über Ponygestüte, wisch über Jahreszahlen im Türstock von Bauernhäusern, unterhalt Dich auf Pointe komm raus mit dem letzten Privatbäcker in der Mark. Quatsch, Kollege. Laß doch die Leute drüben in Ruhe, fall den staatlichen Organen nicht auf den Wecker. Wehmütiges Wandern in versunkenen Jahrhunderten bringt die Welt nicht weiter. Und für den realen Sozialismus? Da mußt Du hier durch die Institutionen marschieren oder geh auf die Straße. Interessant ist für Dich an diesem Gelände, an die zweihundertfünfzig Kilometer tief in Richtung Nordwest nur eins: Die Strecke. Darauf konzentrier Dich! Die hast Du vor Dir, unter Dir und wenn Dich der Wolf nicht reißt und Dein Kreislauf nicht anfängt zu eiern, dann hast Du sie, am Sonnenuntergang, der nach dem Sonnenaufgang folgt, hinter Dir. Du hast sie dann überall. In den Knochen. In jeder Muskelfaser. In den Fingern, die die Oktoberkühle klamm gemacht hat. In den Nerven, die wie Mücken surren. In den Augen, die vom Stieren durch die Nebelsuppe richtig stupid in den Höhlen hängen. In den Ohren, die nachdröhnen, von den unverschämten Phonböen der Fünfzehn-Zwanzigtonner, die Dich ärschlings schieben und en face wieder zurückschmeißen. Riesen-Wind-Watschn. Du schlägst zurück? Mit was denn?

II

Dein Tran-sit-in läuft doch nicht über die Achsen eines Mittelklassewagens. Deine Arschbacken (Danke Gott, wenn du kein Kleppergesäß hast!) ruhen während der Fahrt auf schlapp zweihundert Quadratzentimetern kunststoffüberzogenen (0,5 cm) schaumstoffbeschichteten Sattelgestells. Und am 12. Oktober (Du gehst auf die 38 zu, hast eine kleine Wampe, Hobby: Schluckspecht). über dem Kontinent braut sich der Altweibersommerabschied zusammen, checkst Du Deine Maschine: Eine Französin. »Gitane«. Zehngänger aber kein Profi-Renner. Simplex-Schaltung 14/17/20/23 Zähne hinten, 45/50 vorne. Schlauch-Reifen-System. Luftpumpe. Pannenbeutel (Flickzeug, Knochen, zwei Spezialschlüssel). Kette und Zahnkranz frisch, das Katzenauge auch. Du nicht. Dein Motor hat die Viertel Flasche Barrack vom Abend noch nicht ganz abgebaut. Es war ja was zu bereden. Wer fotografiert auf der Strecke, wo trifft man sich, läuft der Kontakt, wenn was schiefgeht (Rat der Stadt Ludwigslust! Du hast nichts von deinem Glück gewußt), wenig Schlaf in der Nacht, nicht die Nerven, sondern ein Idiot im Hinterhaus, der seine Frau verdrosch. Es ist schon 7.30 Uhr. Hau ab, Mensch, höchste Zeit!

III

Die ersten 16 Kilometer raus zum Checkpoint Staaken, die kannst Du vergessen, die reißt Du auf einer Arschbacke runter. Zwei Dutzend Ampelintervalle. Glatt der Asphalt wie Säuglingshaut, bretteben. Meterspesen im Kilometergeschäft. Vorm Start gleich abschreiben, bringt nichts. Raus aus dem Vorfilm, rein in die Wildnis. Aber gewöhn Dich gleich an dieses gottverfluchte Rauschen, das entsteht, wenn ein Vierrädriger vorüberzieht. Und das dutzende Male, hunderte, vielleicht tausendmal. So viel Niederlagen an einem Tag verkraftet kein Mensch. Konditionier Dich psychisch: Sag Dir, die haben vom Fahren keine Ahnung. Nur einer zählt auf der Strecke: Du.

IV

Grenzpolizist Berlin (West): »Watten, watten, mittem Rad? Möcht ick bezweifeln. MoFa jeht, aber Radd?«

Transit-Radfahrer: »Ich frag mal drüben nach.«

Grenzpolizist DDR: »Hallo, hallo, watt denn, wie denn?«

Transit-Radfahrer: »Nach Hamburg.«

Grenzpolizist I DDR: »Aber doch nicht die falsche Spur. Hier rüber!«

Grenzpolizist II DDR:»Bin ja jespannt, ob Se det ooch schaffen.«

Transit-Radfahrer: »Es muß sein!«

Grenzpolizist II DDR: »Spur 3.«

V

Bycicle by Fuß, fünfzehn Minuten Warten. Winken. Der Transit-Zettel »Einreise mit dem ‚Rad`« (das Passierpapier handschriftlich). Halt, noch nicht fahren. Erst noch Shopping bei Intershop. Schoka-Kola? Leider nicht da. Nur Gewöhnliche. Mit Nuß? Ohne? Ohne! Du verstaust das Kraftfutter in der Brusttasche des Handwerker-Smokings (der ist die Top-Kluft für längere Rad-Passagen: nierenfreundlich, kein Gürtel - wichtig, wenn Du etwas fett bist in der Mitte - enormes Taschenvolumen; da paßt die Menge rein: ein japanischer Transistor, die Zahnbürste, Paß, Schein- und Kleingeld, die Regenpelerine, Papiertaschentücher, der Chronometer, die Sonnenbrille).

VI

Noch heißt das Pflaster Heer-Straße. Und wenn Du zwanzig, dreißig Kilometer runter hast, siehst Du, warum. Aber jetzt überholst Du erstmal und zum ersten Mal das Hinweisschild »BOIZENBURG«. Boizenburg. Letztes Städtchen vor der DDR-Staatsgrenze West. Wie weit? Hat die Farbe wieder nicht gereicht. Egal. Du hast ja die Strecke im Kopf: 240 Kilometer. Es gibt noch viel zu tun. Packen wir es an!

VII

Sonne ist selten. Trotzdem: Sonnenbrille. Keine Attitüde. Es hat kälteresistente Mückenrassen. Und dann schützen die Gläser die Augen vor dem Kohlenmonoxyd aus den Rohren der Brummer und auch gegen den Dreck, und den Split, den die hochschleudern. Lastzug in Front, Lastzug im Rücken. Und bis zum Bankett, das eine halbe Etage unterhalb der Fahrrinne liegt, hast Du Platz im Wert einer Rasierklingenkuppe. Da heißt Sicherheit Sicht. Bis Wustermark ist es fein herbstlich still. Nur die Kette schnurrt. Wie verirrt ein paar Pkw. Der Taschenempfänger? Ballast. Die Tretbewegungen lassen die Skala dauernd verrutschen. Aber bei Wustermark mündet der Potsdam-Zubringer 273 in die Strecke, Jetzt hast Du Krach, auf allen Kanälen. Dem Oberbefehlshaber des Warschauer Pakts sei Dank gesagt an dieser Stelle (Stelle ist gut gesagt). Die sowjetischen Tanks stehen in der Garage. Der Abschnitt bis Nauen, wo die Roten Truppen stationiert sind, links und rechts der E 5, im Schritt-Tempo? Ha, ha, ha ...

Nauen ist ein witziges Städtchen. Aber für die erste Pause zu früh. Ribbeck (bravo, gut aufgepaßt in der Schule: Birnbaum-Ribbeck, Gedicht-Ribbeck). Trotzdem, nicht aufhalten. Selbelang. Auch hier gilt: Zügig durch in halbem Geschwindigkeits-Limit. Links und rechts das Havelländische Luch, außer Puste. Schokoladenpause, Pinkelpause, macht zusammen ein Viertelstündchen. Du glaubst ja nicht, wie die scharf gewürzte Herbstluft die Nase melkt. Der Tempotuch-Vorrat ist längst aufgebraucht. Friesack in Front. Es ist halber Elfe. Papierwindeln gibt’s die Menge im Konsum, dem ersten Kaufhaus am Platze. Aber Wegwerftaschentücher - Fehlanzeige. Drei FDJ-Papierfähnchen bitte. Damit erfreust Du in Hamburg Ostfriesen OTTO. 24 Pfennige. Du zahlst (not allowed!) in West. Zum Frühstück lädt das Hotel »Stern«. Es steht nicht im Michelin. Aber die zwei Rühreier mit Speck: tiptop. Zwei kleine Pils noch, Brötchen, und ein Täßchen Kaffee (mit viel Satz). Macht Viermarkneunundzwanzig. Fünf Mark. Besten Dank. Tschüß! Wie spät? 11 Uhr fünfzehn. Auf nach Blickwitz!

VIII

Die 102 kreuzt. Und das heißt: Die Trasse von Brandenburg und die von Neuruppin schmeißen noch mehr Verkehr auf die E 5. Die Pkw spürst Du ja kaum, noch nicht mal, wenn ein Verrückter mit 120 längskarriolt. Aber die Tonnengetüme, viele beladen mit Schutt, Baustoffen, die Nerven, ehrlich! Vor Kyritz, am Flüßchen Jäglitz, auf einem Transit-Parkplatz ein Pkw mit schleswigholsteinischem Kennzeichen. Mutter und Hänsel und Gretel im Gebüsch. Im Fond des Wagens eine angebrochene Packung Papiertaschentücher. Leicht verschreckt (Spanner? Was hat der für 'ne komische Hose an? Wie kommt der mit dem Rad?) rücken sie raus, was Du brauchst. Recht herzlichen Dank. Der Bub winkt Dir zu beim Überholen. Vielleicht liest er KONKRET, der gute Junge? Der Zufall geb's!

IX

In Kyritz (im Volksmund: Kyritz an der Knatter) läuten die Glocken (wer hängt da wohl an den Seilen?). High noon. Handwerker, Arbeiter in den Straßen auf dem Weg zu Kneipe und Kantine. Mädchen in kleinen Gruppen, die kichern über den komischen Kerl auf dem Rad ohne Schutzbleche (!). Kyritz, du schönes, ältliches Städtchen, valet! Und wenn Du draußen bist, der Nebel tropft wieder in den Kragen, gute hundert bist Du von zuhause weg, die Sonne hat grade, scheint's, überhaupt keinen Durchblick mehr, und es reißt in den Fingern, und zieht im Kreuz und Schweißbächlein laufen alle Körperhalden hinunter, und wann willst Du Mittag machen und wo? Und was formuliert sich denn da im Kopf zusammen? Was die Glieder mitzuteilen haben. Die Kilometer fangen an zu rumoren. Zügig hast Du ein, zwei Dutzend Weiler, Ortschaften passiert, bist, wie's vernünftig ist auf Tour, gedankenlos vorüber an den Transparenten, an den Fähnchen, die kommunalen Betrieben, Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, Molkereien und Bürgermeistereien zum Fenster heraushängen, Textilien von der Überzeugungskraft eines Schlafmittels, wenn's erlaubt ist, Genossen! Aber, siehe eingangs, was geht Dich das eigentlich an? Halt's Maul, Kopf, blöder! Konzentrier Dich, Laufwerk, müdes!

X

Dreizehn Uhr. Viereinhalb Stunden netto im Sattel. Mittel: Um die 25, 28 Stundenkilometer. Wo ist denn das - in Gumtow, in Kunow oder in Kletzke? Dorf bleibt Dorf. Aber da ist ein Gasthaus, eine gute Stunde vor Perleberg. Pendeltür mit Patina. Niemand in der kleinen guten Stube. Es dauert. Die Wirtin - sie blickt und sofort durch: An Westler darf ich nichts ausschenken, tut mir leid. Hunger hast Du: Spiegeleier? Sie hat die Küche schon zugemacht. Ein großes Pils wenigstens... An Kraftfahrer (Blick auf die Montur!): Auf keinen Fall, doppelt strafbar, die Transitkontrollen, um Gottes willen, neinneinnein. Nach der Belehrung Erstaunen: Mit dem Rad, ja darf man denn das? Erschwätztes Bier mundet. Sie darf kein Westgeld annehmen? Na und? Dann bleiben zwei Mark halt einfach liegen. Tschüß. Gute Fahrt!

XI

Gute Fahrt. Gute Fahrt? Schön wär's. Es zieht. Schon das kleinste Luftaufkommen drückt Dein Tempo. Wie heißt bloß der Dreckskerl, der Dir Blei unter die Pedale bugsiert hat? Moskowskaya? Pilsener? Es wird doch nicht das Alter sein? Aus der Midlife-Crisis bist Du doch schon heraus, oder? Zu Befehl, Kollege Körper, absitzen! Was ist das aber auch für eine Arschlandschaft. Sommers unter Sonne womöglich passabel mit halbgeschlossnen Augen. Aber im diesigen Herbst - eine Tortour. Abwechslungsreich wie deutsches Fressen. Schwermütig wie ein deutscher Jungfilmen Giftiggrün die Futterkulturen längs der Rollbahn, Wald - wo? Berge: null. Die Dörfer, wenn's erlaubt ist, Genossen, trist. Wo nimmst Du die Kraft her, da nicht durchzuhängen? Perleberg! Richtig. Da soll sich's auffrischen, das Bild, Industrie, Betrieb, Leute. Und dahinter liegt doch Quitzow, nicht wahr, die Transit-Speisegaststätte. Du entdeckst: Wenn Du das Salzwasser aus dem Gesicht gewischt, die flatternden Unterschenkel auf einem Kilometerstein sitzend beruhigt hast: Nach etwa einer Stunde Fahrt läuft es wieder, flattert es wieder. Perleberg, ausgangs der Stadt. Wie weit noch bis Quitzow? Die Kumpels von einer Obstbrigade auf einem 25 km schnellen Traktor-Hänger-Gespann plärren lachend runter: Noch drei. Die Schenkel jaulen auf wie ein getretener Hund. Aber dieser Zweikampf nach sieben Stunden solo muß sein. Du überholst. Nach schlapp zwei Kilometern biegen die volkseigenen Vitaminsammler ab. Der Sprint hat seine Schuldigkeit getan. Der Sprint kann ...

Ach leckete Dich doch der ganze Erdkreis am Arsch. Scheißspiel. Du bis kapott. In Greifweite des Mittagstisches. Los, komm, hopp, auf gehts, tritt...

XII

Omen Nomen:

R(+ G)aststätte Quitzow. Du hängst im Gestühl wie der Schluck lauwarmes Wasser. Ente? Zu fett. Gulasch? Liegt schwer, macht müd. Rinderzunge in Buttersoße und nur fünf Mark? Einmal, bitte. Und vorweg ein großes Pils. Am Eingang links war noch was frei. Die Maschine draußen ist sorgfältigst angekettet. Tischnachbarei wie gehabt in Transit-Imbiß-Stätten. Der Jungsche (Ost) vermutet Dich im Transportgewerbe (was fährstn fürn Schlitten, Kumpel?). Er geht demnächst vom Bock, einem Fünftonner, steigt um auf Pkw, kutschiert den Chef eines Ostberliner (wird nicht verraten!)...-Kombinats. Zweihundert Emm kriegt er mehr und eine Wohnung mit ZH und seine Frau braucht nicht mehr mitarbeiten (so sagt er's). Das muß begossen werden. Noch 'ne Kola für ihn - er fährt - und ein Pils: Du trittst. Und mach Dich nicht ins Hemd, spendier ihm ein Päckchen Stuyvesant -aus dem Intershop-Lädle unterm Wirtshausdach. Dir selber leistest Du eine Klinik-Packung Kleenex-Tücher (Tempo gibts nicht). Die Kollegen in der Küche sind fix. Die Zunge (zergeht gleich, so ordentlich durch) ist schon auf dem Tisch, Blumenkohl liegt ihr bei, von den reichlich Erdäpfeln wenig nehmen!

XIII

Mit Ernst war der Amtssitz des Rates der Stadt Ludwigslust ausgemacht als Treffpunkt. Nun platzt er ins Dinner zu Quitzow. 38 Kilometer zu früh.

Als er hinter Dir war, vermuteterweise, weil Gewisses gibt es Strecken-weise nicht, hast Du Dich verfolgt gefühlt? Nie! Jetzt, Du hast ihn vor Dir, mit seinem VW-Variant, den mit der goldwerten Ladefläche im Fond (denk an Rahmen- oder schlimmer, Schlüsselbeinbruch) - jetzt spürst Du: Der Hund hetzt Dich. Lähmt Garantie? Fällt ein Teil Leistung der Rückversicherung zum Opfer? Später, später... Erst mal Lokaltermin. Die Fotopose als Posse. Nach 150 KaEmm realer Schinderei so tun als ob. Das Medium diktiert. Trost: Gestellt ist nicht gleich gestelzt. Ärgern mußt Du Dich später, wenn die KONKRET-Sitzredakteure, jawohl, Sitz-Redakteure, die epischen Bilder mit der action-Elle messen: Da hätt man aber mehr machen können... Was denn, Ihr Stubenhocker??

Paar Minuten nach halb vier. Die Sonne knickt gleich weg. 35 Kilometer bis Ludwigslust. Hinterm Kaff Karstädt, noch nicht mal die Hälfte der Etappe, gehn die letzten Wärmepartikel raus aus der Luft. Grauschleier überzieht die Optik. Brille runter. Das braucht Rast, Die Ermüdung ist erfinderisch, sie besorgt sich Motive, wo sie kann. Wie, bitte, noch 80 nach Boizenburg? Wie willst'n das machen? Metapher: Der Weltrekordler im Knödlfressen; die ersten fünfzehn rutschen wie nix. Die letzten fünf: Man glaubt, er platzt aus der Naht. Noch 'ne Metapher? »Dynamisch ermüden«. Städtchen Grabow. Noch zehn bis Ludwigslust, die auf dem Reißbrett konzipierte Mittagsraststätte. Jetzt ist es 17 Uhr. Da ist sich einer zwei Stunden schuldig. Wer wie wem das wann wo abzahlen soll? Feierabendverkehr. Auf der Strecke, der Wartburg und sein Trabant. Streckenpremiere hat ein Fahrradweg. Treffpunkt in Ludwigslust: Das erste Ortsschild.

XIV

Am Ortsschild. Schiene kreuzt Straße. Zwei Reichsbahnwärterinnen sind vor Lachen aus ihrem Häuschen. Vopo ist nämlich vorgefahren im grünen Streifenwagen und winkt kritisch. Ernst hat falsch geparkt. Und mit Blitz fotografiert. Den Transitreisenden vor einer Fähnchenrosette, gesteckt im Gusto Ikebana. Die Nachsicht kommt manchmal vor dem Umtrieb. Die Genossen Streckenwächter drehen ab. Wird womöglich am Checkpoint abkassiert? Schnell noch was verfressen im Speisehaus an der Ludwigsluster Magistrale: Eierflockensuppe (im Maggisud), Schweins-Schnitzel mit Setzei. Ostkellnerlogik: Von zwei Transitreisenden sitzt einer am Steuer. Doof fährt Auto, Dick darf trinken. Westlist: Wie kommen beide zu ihrem Pils?

XV

Du checkst das Nadelöhr nach Boizenburg nicht, drehst eine Dussel-Runde durch die City Ludwigslusts. Raus aus dem bekandelaberten Dreh bist Du viertel nach sechs. Die Plusgrade auf der Thermosäule, wo sind sie geblieben? Dreckig von der Fahrt? Machmix. Gleich gehts ab in die Waschküche. Die Pelerine über. Sicht? So weit wie Du spucken kannst gegen den Fahrtwind. Über den Ludwigsluster Kanal weg, nächste Ortschaft Kummer. Jetzt schon vom Nebel klatschnaß. Die Kollegen Lahmarsch und Beschiß (merkt doch keiner, wenn Du bis Boizenburg mit dem Auto fremdgehst!) empfehlen Dir im Thrytthmuß: Absteigen, aufgeben, absteigen, aufgeben. Ernst zieht eine Schleife: Noch zehn Kilometer, dann ist 'ne Kneipe, höchstens zwölf. Also vierzehn! Es ist sieben Uhr. Eine Geisterbahn: Rübenfeld, Mischwald, Nebelwand, Kopfsteinpflaster. Wie Du spürst (siehst ja nix), wenn's auf einem Meter weiter einen Millimeter rauf oder runter geht. Licht in Sicht. Da ist das Wirtshaus. Wo ist das Dorf dazu? Rantrudeln, auspendeln. Kaum bist Du raus aus den Pedalschlaufen, kühlt der Schweiß ab, in allen Kerben, Furchen und Ritzen. Schweißbächlein, Eisbächlein. Runter die Pelerine, rein in die gute Stube.

XVI

Tatsache, Frau Wirtin, Sie führen keinen Tee? Ach, Sie bedauern, Transitreisenden überhaupt nichts reichen zu dürfen? Aber Frau Wirtin, betrachten Sie den abgewirtschafteten Zustand dieses DDR-Passagiers. Wie, bitte, Frau Wirtin, das sei Ihnen egal? Vorschrift sei Vorschrift und Sie wollten keinen Ärger? Und Ihre Gäste? N'Abend, wer gibt ein kleines Getränk aus? Sie wenden sich ab? Es ist Ihnen peinlich. Und auch Du, junger Genosse, Erbe Lenins, schwingst Dich auf Dein MoFa und suchst un-verschämt das Weite? Redefin, ein Punkt auf der Karte. Zehn Kilometer in Front. Zurr' die Pelerine über. Auf gehts. Die Strecke fällt leicht ab. Sie schiebt Dich, wie Du sie betrittst. Redefin-ish. Motorisch-mechanisch. Dann

wieder drive. Aber der zerrt am Gestell. Einfahrt Redefin (Grenznähe). Zwei TV-Programme Ost, drei West. Eine Kneipe? Findest Du nicht im Medienprogramm. Ernst vertröstet. Zwei Landstraßen 1. Ordnung schneiden die E 5 zwischen Pritzier und Goldenitz. Klär ab, Kumpel, ob! Und Du läßt es wieder angehen mit Gemach. In den Kerben zwischen Arsch und Oberschenkel haben Schweiß und Reibung gezündelt die ganze Zeit. Jetzt spürst, Du's. Endet der Etappengalopp als Steherrennen?

XVII

An alle geplanten Inszenierungsjokes (der Mann, der mit dem Rad aufm Buckel bergauf ins Blitzlicht läuft, die verstreßte Fresse in ganz groß, und so was) - im Traum nicht dran zu denken. Fast kindisch: Du willst nur noch durch. »Nur«, das ist gut. Vorreiter Ernst: Da vorn, ne Kneipe, es sitzen Leute drin, es brennt Licht, sieht ganz menschlich aus. Wie weit noch? Weg isser. Zwei Gastronomie-Komplexe. Linkerhand: Geschlossene Gesellschaft. Eine Versammlung zur Volkskammerwahl. Nüchtern wie bei der Hl. Kommunion in Bayern werden die Kandidaten auf dem flachen sozialistischen Land getestet: Kein Bierchen, keine Bockwurst siehst Du aufm Tisch.

Rüber übern Damm. Die Objektleiterin? Nein, sie macht nur die Küche. Konversation durchs geöffnete Fenster zu ebener Erde: Bitte, bitte, eine Brause. Ein Mann weist sich aus als Wirt. Ad 1 Belehrung. Bei Strafe ist verboten, West-Hirsche zu tränken. Dann reicht er zwei Pullen Limo durch. Und die Genossin am Herd, mit Hunger konfrontiert? Sie brät auf die Schnelle zwei Koteletts, wickelt sie ein in Weißbrot: Laßt's Euch schmecken. Kollegen vom Konsum! Euer solidarischer Service bleibt nicht stehen in der Kälte der Illegalität. Zehn Mark für Verzehr sind unterwegs in adäquater Währung.

XVIII

Vespern im VW. Zwanzig-Uhr-Nachrichten im Funk. Aussteigen also, einsteigen, oder wieder aufsteigen? Der letzte Einfall ist der beste. Noch 26 KaEmm nach Boizenburg. Es geht steil aufwärts. Und wie. Nach acht, zehn Kilometern ist das nachgelegte Begeisterungsscheit verkohlt. An Vellahn vorüber im Schweinsgalopp. Noch 15 bis Boizenburg. Ernsts Kontrollschleifen werden immer enger. Je öfter er auftaucht, desto virulenter die Idee: Runter vom Bock. Das muß das Prinzip Opportunismus sein. Den nächstbesten Vorteil zu schnappen.

Nächster Halt: Zahrensdorf. Runter auf Schnaufstation.

XIX

Kartenstudium bei Notlicht. Da paßt grad mal ein Daumen zwischen diesem Halt und Boizenburg. Bis. Und die 14 Kilometer zwischen Boizenburg und checkpoint? Gib's zu, die hast Du nicht gecheckt, das hast Du verdrängt. Und das haut rein in die Seelenlandschaft wie der Hagel in die Lilien. Wie Du Dich jetzt aussöhnst mit der Erschöpfung, das ist ja fast katholisch. Wie Du sie stilisierst. Wie das Aufgabe-Begehren Meter für Meter wächst, hinterfotzig, hinterköpfisch. Noch ein, zwei Kilometer, zufällig (notwendigerweise?) gehts bergauf, mangelts am Moment, wo der Kragen platzt, kein Point in Sicht, wo das Aufgeben die Pointe setzt unter die Story von der Strecke, wo die Kilometerquantität umschlägt in das The End einer Dienstfahrt aus freien Stücken? Im Sprint liquidierst Du die letzten Kraftreserven des Getriebes. Ernst blinkt Dich an, von Front, Du reißt die Arme hoch. Freihändig fährst Du, zwanzig Kilometer vor'm Ziel, ins Out.

-

Konkret 01/77, S. 50

Hermann L. Gremliza

konkret ex-press

Der **»Spiegel«** hat einen Chefredakteur, den er nur in Gegenden reden läßt, wo man es auf Sprachschwierigkeiten schieben kann. Am Hofe des Schah beispielsweise, den er fragte: »Majestät, Sie fordern eine erhebliche Ölpreiserhöhung ... Majestät, Sie erwähnten den Preisanstieg ... Majestät, um auf die Ölgespräche zurückzukommen ... Majestät, vielleicht könnten Sie ... Majestät, können wir Ihnen ... Majestät, im Westen ... Majestät, wenn Sie zurückblicken ... Majestät, wir danken Ihnen ...« Majestät sollen so gerührt gewesen sein, daß sie eisen Bettvorleger einpacken ließ.

Mit**Sommer**:Nacht in Washington: »Um die geschwungenen Fassaden des Watergate-Hotels pfeift ein scharfer Frostwind. In den Amtsstuben scheinen die ewig angedrehten Lampen düsterer zu leuchten als sonst. Die amerikanische Hauptstadt dämmert im Zwielicht des Wachwechsels dahin.« Bis Theo kommt, dann plötzlich »schießen die Personalspekulationen wild ins Kraut. Wer die Nachfolge Henry Kissingers antreten wird, steht noch in den Sternen.« Im Großen Kraut-Wagen? Einstweilen nimmt Kissinger jedoch »den Machtwechsel philosophisch hin, »wenngleich elegische Untertöne sich nicht überhören lassen.« Woraus hervorgeht, daß Philosophie die Lehre von der Gelassenheit ist, Elegie - eigentlich ein wehmütiges Gedicht- so gut ist wie: sauer. Daher Kraut. Was beweist, daß so ein Text doch feiner gedrechselt ist, oder, wie man auf dem platten Land sagt: Dat heet je nich: schiet da man hin. Dat schall ja ok stinken.

Sommers Kollege **Michael Jungbluth** hat das umgekehrte Problem: »Wer es der Mühe für Wert hält, diese Ordnung zu erhalten und fortzuentwickeln, kann sich nicht auf das Konservieren beschränken.« Nachdem er erhalten richtig mit konservieren übersetzt hat, fehlt ihm das Fremdwort für fortentwickeln. Da einschlägig linkes Vokabular umgangen werden soll, schlagen wir im Sinne des »Zeit«-Wirtschaftsteils vor: pasteurisieren bzw. homogenisieren. Zur Not auch sterilisieren.

»Ein sozialistischer Patriot, vom Stacheldraht der Teilung zerkratzt, auf der Suche nach einem Deutschland, das es nicht gibt, nicht gegeben hat und wohl auch nicht geben wird.« Was Jungbluths Feuilleton-Kollege **Dieter E. Zimmer** da gelungen ist, ist das wohl stärkste »wohl« der jüngeren Literatur. Es ist gewaltig, gewalttätig. In ihm steckt die sanfte Brutalität des Liberalen, diese verbale Zimmer-Flak. Ihr Wohl, Herr Redaktor!

Nochmal Biermann, diesmal von **Matthias Walden** zubereitet: »Linkspirouette eines ideologischen Alleinunterhalters. Er findet Weggefährten. Böll und Wallraff, Linkshänder der Polit-Boheme, Gesinnungsnomaden wie er.« Ein doppelter Axel. Auch er hat Weggefährten. Leute mit Gesinnung? No.Maden.

Die dpa schickte zu Biermanns Hamburger Auftritt Heino ... nicht doch: ihren Mitarbeiter **Heino Griem.** Nach ausführlicher Kritik an des »Barden« »kalauernden Agitpropsprüchen« heißt es, Biermann habe seine Tournee »in der Hansestadt mit dem Programm ‚Deutschland ein Wintermärchen` abgeschlossen.« Das ist nun freilich ein Märchen, Bruder Griem, Biermann hatte das Programm kurzfristig geändert, was jedem Heino spätestens beim Lied von der »Schwarzen Barbara« hätte einfallen können. Das Ausbleiben von »Komm in meinen Wigwam« gar nicht gerechnet.

»Wer den unsittlichen Charakter des Sozialismus erkannt hat, dem wird das nicht passieren. Die Sittlichkeit de Gaulles, und seine Sittlichkeit allein, hat, nach der verlorenen Schlacht um Frankreich, den Krieg für Frankreich gewonnen.« **Hans Habe,** Historiker. Nun ist zwar richtig, daß von de Gaulle nie Pornobilder mit Reitpeitsche gehandelt wurden, andererseits soll er sich gegen Hitler mit Stalin verbündet und mit dessen Roter Armee den Krieg gewonnen haben. Also war entweder die Sowjetunion damals nicht sozialistisch und die Sowjetarmee die materielle Erscheinungsform de Gaulle'scher Sittlichkeit, oder... ja, ein Drittes gibt es nicht: Frankreich hat den Krieg doch verloren. Und wir bleiben im Felde unbesiegt.

Die **»Welt«** berichtet über »Die Rebellen auf dem Sofa«: »Die Führer der Studentenrevolte von 1968 haben Megaphon und Flugblatt gegen Haus und Auto eingetauscht.« Früher haben sie in Megaphonen gewohnt. Heute stehen sie an den Straßenecken und verteilen Ferraris.

Conrad Ahlers, einer der brilliantesten sozialdemokratischen Journalisten - wenn man von einer gewissen Schreibund Denkschwäche absieht und seine Beratungstätigkeit für Krupp nicht zu kritisch wägt -schreibt über Strauß und Augstein: »Ohne diese beiden wäre die politische Landschaft in der Bundesrepublik wesentlich ärmer.« Ärmer um was? Um einen Verleger, der komplizierte Arrangements traf, seinen Redakteur Ahlers loszuwerden und ins Bundespresseamt berufen zu lassen, und einen Politiker, der als Minister der großen Koalition diesen Ruf absegnete. Ärmer um Ahlers also? Ärmer?

Druckfehler im **»Hamburger Abendblatt«:** »Inzwischen hat Herbert Wehner weitere Schlüsse abgegeben...« Wie immer: Ohne Gewähr.

Die **»Illustrierte Wochenzeitung«** fragt: »Wie lange noch werden wir nach Rhodesien, in den Urlaub auf einer deutschen Gästefarm in Südwestafrika fahren können?« So lange, bis »deutsche Gästefarm« im Wirtschaftsplan der Republik Namibia unter »Farmen« und nach »Hühnerfarm« rubriziert wird.